Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

PASTORALBLATT

Januar 1/2021

73. Jahrgang

Aus dem Inhalt

Hans-Joachim Höhn

Im religiösen Dunkelfeld?

Coronare Assoziationen

Erich Garhammer

Nicht einverstanden

Blick auf ein Leben mit der Kirche und ein theologisches Lebenswerk

Susanne Tillmann

„Staunenswert sind deine Werke" – und meine auch …

oder wie ich meinem Traum vom „Kirchenatelier" auf die Sprünge helfe

Inhaltsverzeichnis

Georg Lauscher
Die Eucharistie in der Krise 2

Paul Deselaers
Leben im „Namen JHWHs“
Eine Wanderung durch die Dornbuscherzählung in Ex 3 3

Engelbert Groß
Die Irrlehre von der schützenden Plastiktüte 8

Hans-Joachim Höhn
Im religiösen Dunkelfeld?
Coronare Assoziationen 10

Erich Garhammer
Nicht einverstanden
Blick auf ein Leben mit der Kirche und ein theologisches Lebenswerk 16

Werner Kallen
Ins Freie gehen
Zur Lage der Kirche 19

Susanne Tillmann
„Staunenswert sind deine Werke“ – und meine auch …
oder wie ich meinem Traum vom „Kirchenatelier“ auf die Sprünge helfe 25

Rezensionen
Jan Heiner Tück: Die Beschneidung Jesu
Michael Kappes u.a. (Hg.): Basiswissen Ökumene 29

Liebe Leserinnen und Leser,

am Jahresbeginn, zu dem ich Ihnen von Herzen Gottes Schalom wünsche, also von IHM gewährtes Wohlergehen in allen Belangen, sowie SEINEN Segen, der das Fruchtbarwerden in allem Wirken einschließt, lohnt es sich, perspektivisch auf diesen Gott zu Blicken – wie die Heilige Schrift von IHM erzählt und wie wir mit unserem Leben von IHM weitererzählen (wollen). Dazu lädt **Dr. Paul Deselaers**, als Priester des Bistums Münster Spiritual in der Priesterseelsorge und im Fach Exegese des AT promoviert, mit einem Blick auf die Berufungserzählung des Mose in Exodus 3 ein.

Wenn ich mich recht erinnere, ist es in meiner Zeit als Schriftleiter eine Premiere, dass ein Verstorbener in einem Artikel zu Wort kommt. Der emeritierte Eichstätter Pastoraltheologe **Prof. Dr. Engelbert Groß**, Priester des Bistums Aachen, ist nach Abgabe von zwei kleinen Beiträgen – im Oktober korrespondierten wir noch dazu - überraschend am Allerheiligentag in die Ewigkeit gerufen worden. Sein bewegender Eindruck von den Straßenexerzitien, an denen er teilgenommen hat, soll Ihnen dennoch nicht vorenthalten werden. Er selbst möge nun ganz ohne „schützende Plastiktüte" (s. Artikel) in die Begegnung mit dem lebendigen Gott eintauchen.

Auch die möglicherweise nun beginnende Impfkampagne wird den Corona-Bann nicht sofort lösen. Es gibt also keinen Anlass, das Thema beiseite zu schieben, zumal die Nachwirkungen der Pandemie enorm sein werden. **Prof. Dr. Hans-Joachim Höhn**, Inhaber des Lehrstuhls für Systematik und Religionsphilosophie am Katholisch-Theologischen Seminar der Universität Köln, nähert sich über das Phänomen Corona als bei Sonnenfinsternis auftretender Rand-Lichtglanz dem, was die Corona-Pandemie als „Randphänomene" ans Licht gebracht hat, die zuvor in biblischer oder dogmatischer Überbelichtung nicht zu sehen waren und „deswegen pastoral übersehen wurden".

Soeben, am 23. Dezember, wurde Prof. Dr. Dietmar Mieth, renommierter emeritierter Professor für Theologische Ethik/Sozialethik an der Universität Tübingen, achtzig Jahre alt. Zu diesem Jubiläum würdigt **Prof. Dr. Erich Garhammer**, bis vor kurzem Lehrstuhlinhaber für Pastoraltheologie an der Universität Würzburg, seinen Kollegen auf der Basis der von Dietmar Mieth veröffentlichten Autobiographie, die sich als ein bewegendes Glaubenszeugnis darstellt. Lehre verbindet sich mit gelebtem Leben, das auch im Schmerz und menschlichen Verlust die Gottesverwurzelung nicht aufgibt.

Ebenfalls von der Corona-Pandemie (vgl. den o. g. Beitrag von H.-J. Höhn) und der Frage nach Systemrelevanz bzw. -irrelevanz inspiriert, sondiert **Kpl. Dr. Werner Kallen**, Priester des Bistums Aachen und zugleich für Wirklichkeitswahrnehmung sensibler Poet, die Lage der Kirche. Er formuliert die These, dass die Infragestellung der Relevanz von Kirche eine Befreiung sein könnte, zum Eigentlichen der eigenen Aufgabe vorzudringen – nicht länger gefangen in der Angst um Verlust, sondern befreit zur vertrauensvollen Wahrnehmung der Sendung, die viel mit Heiligem Geist zu tun hat.

Es hat sich so ergeben, dass in dieser ersten Ausgabe des neuen Jahres viel reflektiert wird. So ist es gut, dass am Ende auch ein praktischer Beitrag steht. **Susanne Tillmann**, **Pastoralreferentin** in der Seelsorge für Menschen mit psychischer Erkrankung und Behinderungen im Erzbistum Köln (Netzwerk Alte Apotheke/Dormagen), stellt vor, wie sie Malerei in der Seelsorge als Medium des Selbstausdrucks von Menschen, als Resonanz auf die Botschaft der Bibel oder als Gebet erfährt, und wirbt für ihren Traum von einem „Kirchenatelier".

Es grüßt Sie sehr herzlich in das neue Jahr

Ihr

Gunther Fleischer

Impuls

Georg Lauscher

Die Eucharistie in der Krise

Ein Priester erzählte: „Ich hatte in der Nacht einen Albtraum: Ich träumte von einer wunderbaren Quelle... aber ich fand keinen Bach, in den sie floss. Und ich träumte von einem Gipfel... aber da war kein Berg, der ihn trug...“ Ein wirklich beunruhigender Traum, denn hier geht ein Riss durch die Realität – eine Quelle ohne Bach, ein Gipfel ohne Berg. Was organisch und lebendig zusammengehört, ist zerbrochen. Ja, mehr noch: eine der beiden zusammengehörenden Seiten ist abgebrochen, weggebrochen. Verschwunden. Damit ist auch das lebendige Ganze nicht mehr da. Es bleibt ein Torso, der nur noch erahnen lässt, was ursprünglich gemeint und lebendig war.

Von einer Quelle und einem Gipfel spricht auch das Zweite Vatikanische Konzil: Es spricht von der Eucharistie als „der Quelle und dem Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens" (LG 11). Rührten die Bilder des Albtraums hierher? Dann hatte der Träumer diesen Glaubensschatz erstaunlich verinnerlicht! Wenn der Traum von hierher inspiriert war, dann könnte er einen schockierenden Notstand offenbaren. Die Eucharistie – eine Quelle, die in keinen sprudelnden Bachlauf mündet? Die Eucharistie – ein in der Luft schwebender Gipfel ohne Basis? Das erscheint unverschämt brutal. Es wäre ein Albtraum, der die routinierte Praxis der Kirche massiv anfragt. Steckt in dieser Anfrage womöglich ein heilsamer Stachel?

Viele geistlich lebende Laien leiden darunter, wie lieblos oder gekünstelt viele Priester die Heilige Messe „feiern“. Sie geraten in einen tiefen Konflikt und entscheiden sich schließlich, fernzubleiben. Sie sagen: So weh es tut, am Sonntag nicht mehr zur Hl. Messe zu gehen – um meinen Glauben nicht zu verlieren, kann ich und darf ich nicht mehr hingehen. Hier erlebe ich die „Häresie der Formlosigkeit“, dort die „Häresie des Formalismus“. Hier geistliche Verwahrlosung, dort geistliche Verödung und in beidem weder menschliche Reife noch geistliche Tiefe.

Was haben wir vergessen, missachtet oder vernachlässigt? Nehmen wir die Wüste im eigenen Herzen und im Herzen der Kirche noch wahr? So banal es klingt: Ich nehme wahr, was ich wahrnehme. Ich nehme nicht wahr, was ich nicht wahrnehme. Darum sind wir angewiesen auf die andere Wahrnehmung der anderen, die sich laut oder leise verabschiedet haben und weiter verabschieden. Spirituell suchende Laien vertiefen zunehmend ihre Gottesbeziehung außerhalb der Eucharistiefeier in täglichen Gebetszeiten und Schweige-Exerzitien, im Jesus-Gebet und einsamen Pilgern. Geistliches Tun, von dem sich anderseits Priester oft verabschiedet haben.

Ist uns die lebendige Beziehung zu dem Geheimnis, das wir leben und verkünden sollen, abhandengekommen? Sind wir vielleicht überfordert, jede Eucharistie als „Quelle und Höhepunkt“ zu feiern? Breitet sich – auch durch diese geistliche Überforderung – die Wüste in uns und zwischen uns aus? Wie dem begegnen? Fragen über Fragen. Die diesjährigen Impulse im Pastoralblatt versuchen, sich ihnen zu stellen.

In Krisenzeiten ist Reduktion aufs Wesentliche gefordert. Wer sich dem Gott des Lebens anvertraut, weiß aus Erfahrung: Der vertrauend ausgehaltene Nullpunkt wird von Ihm her zum Wendepunkt werden ...

Paul Deselaers

Leben im „Namen JHWHs“

Eine Wanderung durch die Dornbuscherzählung in Ex 3

Der Mensch – ein Erzähler

„Der Mensch ist ein erzählendes Wesen, weil er ein werdendes Wesen ist, das sich im Gewebe des täglichen Lebens entdeckt und darin Bereicherung findet.“ So schreibt Papst Franziskus in seiner Botschaft zum 54. Welttag der sozialen Kommunikationsmittel am 13. September 2020.[1] Er stellt das Erzählen in den Mittelpunkt. *„Damit du deinem Sohn und deinem Enkel erzählen kannst“* (Ex 10,2) – mit diesem Leitwort beginnend durchschreitet er mehrere Aspekte des Erzählens und stößt so zur Heiligen Schrift vor. *„Die Erfahrung des Exodus lehrt uns, dass die Erkenntnis Gottes vor allem dadurch vermittelt wird, dass man von Generation zu Generation erzählt, wie Gott auch weiterhin seine Präsenz zeigt. Der Gott des Lebens tut sich kund, indem er das Leben erzählt.“* In allem geht es nach Papst Franziskus darum, „das Gedenken an das zu bewahren, was wir in den Augen Gottes sind.“

Seit jeher ist das Erzählen „das Band zwischen Himmel und Erde“ (Thomas Hürlimann) gewesen, um zu erkunden, wer wir sind, woraufhin wir unterwegs sind und wer das Ziel dieser Suche ist. Einer der großen Erzähler der jüngeren Geschichte ist Thomas Mann. Ist seine Erzählkunst auf die „Erkenntnis Gottes“ ausgerichtet oder eher auf das, „was wir in den Augen Gottes sind“? In seinem riesigen Joseph-Roman, dieser erzählten Gegenwelt zum Deutschland des mittleren 20. Jahrhunderts, hat der Autor aus Quellen und Vorbildern viel geschöpft, was das Werk beseelt. So webt er auch Aussagen von Gott immer in äußerster Diskretion ein. Alles religiöse Direkte erscheint ihm als Übergriff, er setzt es in Zitate. Im Finale der Roman-Trilogie grenzt sich sein „Jaakob“ von der hedonistischen Welt des Polytheismus ab, die ihm in den Liedern seiner Enkelin Serach bedenklich entgegentönt: *„Denn Gott ist eine Anstrengung, aber die Götter sind ein Vergnügen.“*[2] Hinter diesem monotheistischen Ernst steht bei Thomas Mann die Arbeit am Bild Gottes um der Humanität willen. Alle Gottesbilder sind ihm vom Menschen konstruiert, er selbst bleibt im Raum gläubigen Zweifels. Deshalb wehrt er sich gegen die frommen Fesseln, in die seit Jahrhunderten die biblische Botschaft gelegt wird. Er sucht einen frischen Zugang zu ihr und hat keine Bedenken, an der Bibel weiterzudichten. Ebenso muss für ihn am Bild Gottes weitergearbeitet werden, auch über die Rückgewinnung der Bibel als Literatur und damit ihre Vergegenwärtigung für das heutige Leben.

„Abbiegen“ und „Hier hast du mich!“

Einen erneuerten Zugang zur Gottsuche mit der biblischen Botschaft hat die nachkonziliare alttestamentliche Exegese freigelegt, indem sie die Erzählungen des Alten Testaments als *Erzählungen* ernstgenommen und aus dem Zwang zur historischen Belegbarkeit und zur Materiallieferung einzelner Sätze für die schon festgefügte Lehre befreit hat. So können sie neu in ihrer existentiellen Relevanz aufleuchten. Mit dieser Art von Schriftauslegung kann auch die Erzählung von der Berufung des Mose am brennenden Dornbusch ihr Licht neu erstehen lassen, zumal wenn sie im Zusammenhang des Buches Exodus gelesen wird.

Wie immer in einer Erzählung ist der erste Satz von Belang. So auch in dem komplexen Text von Ex 3-4, der von der inneren

Verbindung von Gotteserscheinung und Berufung des Mose lebt. Gezeigt werden soll: JHWH ist mit Mose für Israel da! Am Anfang steht nicht eine Zeitangabe, sondern der Ort des nachfolgenden Geschehens wird betont. Mose treibt das Kleinvieh „über die Wüste hinaus", er verlässt die üblichen Weideplätze, die ausgetretenen Pfade, und gelangt in den Bereich, in dem der Berg Gottes liegt. Mose ist unterwegs als Schafhirte und damit zu den ureigenen Ursprüngen seines Volkes, das aus Schafhirten besteht, zurückgekehrt (vgl. Gen 46,34). Auf diese Weise bereitet der Erzähler seine Begegnung mit Gott vor. Er schildert die „außergewöhnliche Erscheinung" (Ex 3,3), die die Aufmerksamkeit des Mose erregt. In einem Selbstgespräch sagt Mose, dass er „abbiegen" wolle, um den nicht verbrennenden Dornbusch anzusehen (Ex 3,3).[3] Auch JHWH sieht ihn *„abbiegen"* (Ex 3,4). Dass Mose schon „über die Wüste hinausgegangen" ist und jetzt „abbiegt", gibt der Szene Hintersinn und ist der Auftakt für die Intervention Gottes.

Der brennende Dornbusch, mit dem der Bote Gottes zunächst identifiziert wird, dient dazu, Mose von seinem Weg abzubringen. Dieses visuelle Phänomen bereitet den Dialog zwischen Gott und Mose vor. Als dem Mose durch die Stimme, die ihn anruft, aufgeht, dass er Gott gegenübersteht, der sich selbst vorstellt, senkt er den Blick, um nicht hinzuschauen (Ex 3,6). Gott selbst ist es, der Mose eindringlich zweimal bei seinem Namen ruft und ihn am Näherkommen hindert. Mose lässt sich von der ihm bis dahin unbekannten und unvertrauten Stimme ansprechen. Seine Antwort ist überraschend: *„Hier hast du mich!"*[4] Im Vorhinein stellt sich Mose in den Dienst dessen, der ihn anspricht, ohne von einem Plan mit ihm oder Auftrag an ihn zu wissen. Das Sehen und Hören zusammen führen ihn in seine Antwort, die in der hebräischen Sprache zwar üblich und doch in ihrer Knappheit und Tiefe ungewöhnlich ist. In der Ansprache mit seinem Namen liegt für Mose eine Erfahrung, die er nicht bestellen oder selbst herbeiführen kann – Gott macht den Anfang. Der erste Schritt geht von ihm aus und ist immer Geschenk. Der zweite Schritt erst ist die Antwort des Menschen. Dadurch kann er nach und nach entdecken, was Gott mit ihm vorhat. Das ist immer mehr, als der Mensch sich ausdenken, selbst sehen und wissen kann. Deshalb folgt der Hingabe, in der jemand sein Leben verschenkt, immer das Herausfinden der Schritte, die Gott mit ihm gehen will. Entsprechend folgt nach diesem Auftakt der Dialog zwischen JHWH und Mose.

Folgenschwere Begegnung am Dornbusch

Nach seiner Selbstvorstellung, die die unmittelbaren familiären Wurzeln des Mose übersteigt und auf die Geschichte seit Abraham verweist (Ex 3,6), eröffnet JHWH seine Pläne (Ex 3,7-12) mit „seinem" Volk und mit Mose. Im Sprechen tritt er neu in Beziehung zu Mose und offenbart zwei Bilder von sich – als Gott, der herabsteigt sowie Leiden sieht und aushält, und als Gott, der rettet, indem er „sein" Volk aus Ägypten herausführt und ihm ein Land zu eigen gibt. Schon im brennenden Dornbusch ist JHWH herabgestiegen und auf Mose zugekommen. Sprechend tut er es erneut und schließt das Volk darin ein. Dass er sprechend in Beziehung tritt, ist nicht belanglos, sondern wird sich als wirksam erweisen. So wird es bleiben: Sein Sprechen bringt Veränderung in das Leben.

Mose soll das Volk aus Ägypten herausführen. Was für eine Aufgabe, was für eine Zumutung! So äußert er zunächst seine grundsätzlichen Zweifel an seiner eigenen Befähigung für die von Gott vorgesehene Aufgabe. Seiner Berufung kann er sich nur fragend stellen. Mittelbar weist er darin den Plan Gottes zurück. Wie Mose lässt allerdings auch Gott nicht locker und gibt diesem eine Zusage: „Ja, ich werde mit dir sein!" Mose wird also nicht nur im Namen und Auftrag Gottes, sondern er wird mit

Gott selbst zusammen handeln. Er wird keinesfalls auf sich allein gestellt sein. In einem weiteren Schritt möchte er mehr über den erfahren, der ihn so in Beschlag nimmt (vgl. Ex 3,13-14). Dabei kann es nicht um eine Frage nach der Nennung eines bis dahin unbekannten Namens gehen.[5] Dann müsste die Frage nämlich lauten: „Wie heißt du? Welcher ist dein Name?" Vielmehr ist die Frage des Volkes, die Mose antizipiert: „Was ist sein Name? Was kann ich ihnen sagen?" (Ex 3,13) Sie ist auf die Bedeutung dessen angelegt, was sich im schon bekannten Namen JHWH ausspricht. Martin Buber sagt: „Mose erwartet vom Volk die Frage nach Sinn und Wesen eines ihnen von den Vätern her bekannten Namens."[6] Diese Differenzierung ist entscheidend wichtig. Sie öffnet erst das Verständnis der folgenden Verse. Denn die Antwort Gottes in diesem komplexen Redegang stellt heraus, dass in dem bekannten Namen schon enthalten ist, was Gott zu tun beabsichtigt.

JHWH – der Gottesname bleibt ein Geheimnis

JHWH – in seinem Namen ist also schon enthalten, was Gott zu tun beabsichtigt. Der „Ich werde sein" ist der, der sich als Gott der Väter (JHWH) in der Vergangenheit den Erzeltern zugewandt hat und der künftig für sein Volk da sein wird, indem er die den Erzeltern gegebenen Verheißungen erfüllt. Dieser Gott der Väter ist es, der Mose schickt. Die Grundaussagen dieses Gottes sind in dieser einfachen Zusage verdichtet: das *Ich* des Redenden, das *Futur* der Verbform, das Hoffnungen in Verbindung mit der Botschaft zu wecken vermag, und das *Da-Sein* (nicht Dasein!), das den Angesprochenen Begegnung und begleitende Nähe in Aussicht stellt.

Auch mit dem Gottesnamen JHWH kann man Gott nur umschreiben, nicht bestimmen, nicht in Besitz nehmen. Darum kann er auch nicht bildhaft dargestellt werden. Er ist „einfach" nicht zu glauben. Der Glaube an ihn kann lediglich die Vorstufe für das sein, was seine Größe ausmacht. So bleibt die Suche nach Antworten auf komplexe Weise offen und verweist darauf, dass es darum geht, Gott selbst zu suchen, nicht ihn einzuplanen. Deshalb macht er sich zugleich ansprechbar, wie Mose zeigt. Alle ernsthafte Rede von Gott bricht die vertrauten Denkschemata auf, denn ihn zu begreifen ist unmöglich. Die Sprache versagt, die Grammatik sperrt sich. Wenn Gott spricht, kommt nur zum Vorschein, dass er unser Leid kennt und zur Stelle sein wird. Dass der Gottesname bei den Juden nicht ausgesprochen, sondern umschrieben wird, will sagen, dass Gott in keinen Namen passt.

Der geheimnisvolle Name *„Ich werde sein, der ich werde sein"* ist eine ständige Herausforderung und bietet sich für immer neue Deutungsversuche an. Zunächst gilt: „Die Grammatik reicht nicht mehr hin, diese Worte genau zu erklären. Es ist ein schwer zu durchschauender Satz. Doch durch die Risse der Sprache schimmert das Geheimnis der Beziehung, die dieser Gott JHWH mit Mose und seinem Volk eingeht."[7] Seinen Namen offenbart Gott nicht, doch legt er ihn umfassend aus, nämlich „wie, wann, wozu und wem sich der Gott Israels als befreiender und rettender Gott in Erfahrung bringen will."[8] Dieses Da-Sein JHWHS entfaltet Erich Zenger aus der Dornbuscherzählung, die den Gottesnamen deutet, und im Horizont des gesamten Buches Exodus in seiner Vielschichtigkeit so:

(1) *Zuverlässigkeit:* „Ich bin so bei euch da, dass ihr fest mit mir rechnen könnt. Wenn ihr auch wandelt im Tale des Todes, ihr dürft darauf bauen, dass ich da bin. Wenn ihr auch zweifelnd, schreiend oder stumm geworden von mir weglauft, ihr dürft wissen: Ich bin bei euch da, selbst wenn ihr mich nicht mehr erkennt."

(2) *Unverfügbarkeit:* „Ich bin so bei euch da, dass ihr mit mir rechnen müsst, wann und wie ich will – vielleicht auch dann und

so, wie es euch sogar stört. Es mag durchaus Situationen und Stationen eures Lebensweges geben, wo ihr euch nicht gerade gerne daran erinnern lasst, dass ich bei euch da sein will, oder wo ihr lieber einen anderen Gott hättet."

(3) *Ausschließlichkeit:* „Ich bin so bei euch da, dass ihr allein mit mir rechnet als dem, der euch rettend nahe sein kann. Mit mir zu rechnen verlangt von euch die klare Entscheidung, damit Ernst zu machen, dass ich für euch der Einzige bin, der euch Halt und Maß geben darf. Nur in mir könnt und dürft ihr der wahren Liebe, der wahren Güte und dem wahren Leben begegnen."

(4) *Unbegrenztheit:* „Ich bin so bei euch da, dass mein Nahe-Sein keine örtlichen, institutionellen und zeitlichen Grenzen kennt. Wenn ich bei euch da bin, schließt das nicht aus, dass ich sogar bei euren Feinden da sein kann. Ja, mein rettendes Nahe-Sein übersteigt die Erde, auf der ihr lebt und die ihr so oft zum Mittelpunkt eures Lebens macht. Sogar der Tod ist für mich keine Grenze, die meiner Lebenskraft Schranken setzen könnte."[9]

„Im Namen JHWHs" – Schritte ins Unbekannte

Nicht nur in das Leben des Mose, auch in das des Volkes Israel (s. Ex 19,3ff) tritt JHWH durch eine Theophanie und sein Wort ein. So wie das Wort an jeden ergeht, wie ein jeder es hören und aufnehmen kann (s. Ex 3,14; 19,6), so sind auch die Antworten je anders. Von Zustimmung bis Ablehnung oder Nicht-Hören sind alle Reaktionen denkbar. Die Selbstkundgabe Gottes erweist sich als Raum, der auf etwas Offenes weist, der auf etwas hinweist, das den Horizont der Angesprochenen übersteigt. Erst in der Rückbindung (re-ligio) an die Heilige Schrift erweist sich, dass Gott sich seinem Volk immer wieder aufs Neue zuwendet. Darin wird das Schrittmaß ins Unbekannte gezeigt, die innere Bewegung mit der Sensibilität für das Unerwartete und Fremde. Hier zeigt sich: „Mystiker ist, wer nicht aufhören kann zu wandern und wer in der Gewissheit dessen, was ihm fehlt, von jedem Ort und von jedem Objekt weiß: *Das ist es nicht*. Er kann nicht *hier* stehenbleiben und sich nicht mit *diesem da* zufriedengeben. Das Verlangen schafft einen Exzess. Es exzediert, tritt über und lässt die Orte hinter sich. Es drängt voran, weiter, anderswohin. Es wohnt nirgendwo."[10] Aus dem Kontext der Mose- und Volksgeschichte bedeutet die Zusage „Ich werde sein, der ich werde sein!": Wenn du den Weg beginnst und „die Aufgabe annimmst, zu der ich dich sende (du wirst aufbrechen und mein Volk befreien), dann *werde ich mit dir sein*. Der Name selbst ist ein Wort, das dir nicht helfen wird, aber wenn du die Möglichkeiten, die Herausforderungen, die ich dir vorlege, begreifst und sie zu erfüllen beginnst, wenn du auf meine Anrede antwortest, dann wirst du mich erkennen und erfahren."[11] Die Bereitschaft auf diese Anrede zu antworten, ist eine ergebnisoffene Grundhaltung, keine Garantie für Erfolg. Martin Buber sagte: „Der Erfolg ist keiner der Namen Gottes."[12]

Noch einmal: Der Mensch – ein Erzähler

„In jeder großen Geschichte kommt auch unsere eigene Geschichte vor", schreibt Papst Franziskus und resümiert: „Mit Gott können wir das Geflecht des Lebens neu weben, seine Brüche und Risse flicken – wie sehr haben wir das alle nötig." In diesem Webvorgang kann jene Ellipse sich bilden, die zwei Brennpunkte hat, die Initiative Gottes und die Antwort des Menschen. Zur Besonderheit der Ellipse gehört, dass jeder Punkt der geschlossenen Kurve in der Summe seiner Abstände zu den beiden Brennpunkten konstant ist. Das kann ermuntern, wahrzunehmen, dass die üblichen Wege nicht gut genug sind, den Punkt nicht treffen, um den es geht, dass es noch gar keinen Weg gibt, der begehbar wäre. Das wäre

die Stunde von positiven „Lebens-Trampelpfaden", die dem menschlichen schöpferischen Lebensgrund entsprechen und zugleich Orientierungspunkte werden können. Ob der seinen Namen deutende Gott von Ex 3 im Sinne von Thomas Mann eine Anstrengung ist? Gewiss ist er eine Herausforderung, die aufs Ganze geht und das ganze Leben umfasst. Doch zuerst und zuletzt ist er Glück aus der konsequenten Bindung. Denn „im Namen JHWHs zu leben" ist ein erfüllender Weg und schenkt Geschmack am Unendlichen.

Anmerkungen:

1 Katholische Kirche Bistum Münster. Kirchliches Amtsblatt (CLIV) 9/2020, 284-287

2 Thomas Mann, Joseph und seine Brüder, Frankfurt am Main 2007, 1245

3 In der Regel wird die Absichtserklärung des Mose übersetzt mit „dorthin gehen, näherkommen, eintreten, hingehen, herübergehen". Der Bedeutung des Verbs *sūr* entspricht die Übersetzung „abweichen, vom Wege abgehen" bei Peter Weimar, Die Berufung des Mose. Literaturwissenschaftliche Analyse von Exodus 2,23 – 5,5 (OBO 32). Freiburg-Schweiz/Göttingen 1980, 374. Nach Ausweis der Lexika bedeutet das hebräische Verbum sehr klar „vom Wege abweichen, abbiegen zu etwas hin".

4 Zu dieser Übersetzung vgl. im Einzelnen die überzeugenden Beobachtungen bei Christoph Dohmen, Exodus 1-18 (HThKAT). Freiburg 2015, 139.150f.

5 Vgl. dazu die differenzierte Analyse bei Weimar, Berufung 46f.

6 Martin Buber, Moses. Heidelberg 21952, 59; zitiert bei Dohmen, Exodus 156; vgl. auch: Christoph Dohmen, Gottes Name in: Christoph Dohmen/Thomas Söding, Der Eine Gott. Perspektiven des Alten und Neuen Testaments (Die neue Echter Bibel – Themen 1). Würzburg 2018, 40-53.

7 Paul Deselaers, Weisheit aus der Bibel, Freiburg 2012 (Neuausgabe), 74

8 Erich Zenger, Der Gott der Bibel. Sachbuch zu den Anfängen des alttestamentlichen Gottesglaubens. Stuttgart 1979, 111.

9 Zenger, Gott 11. Man kann das gewaltige Werk des Alttestamentlers Erich Zenger wie eine Ellipse sehen. Dann ist der erste Brennpunkt seines Lebensthemas und seiner Arbeit die Pentateuchforschung rund um die Erschließung der Namensdeutung JHWHs in Ex 3,14 im Zusammenhang mit der Berufung des Mose, und die Sinaitheophanie (Ex 19-34). Da konfrontiert die Bibel alle Hörenden und Lesenden mit jenem Gott, der sich in die Zeit und die Geschichte des Menschen einlässt, der sich sprechend auf den Menschen bezieht und seine Befreiung will. Entsprechend war sein erster großer Forschungsschwerpunkt der „Exodus". Der zweite Brennpunkt seines Lebensthemas ist die Frage, wie die Selbstkundgabe Gottes den Menschen in Schwingung geraten lassen kann. Das war für Erich Zenger der Schritt in die Psalmenforschung. Die Psalmen schärfen den Sinn dafür, dass Gott den Menschen nicht zur Disposition steht und doch zugleich jedem Menschen zugewandt ist. Im Hören und Antworten weiß sich der Beter der Psalmen mit dem größeren Gott verbunden, der ihn seinerseits das Leben und die Welt als tragendes Fundament aus seiner Hand wahrnehmen lässt, der ihn freisetzt in seine Teilverpflichtung, die gute Schöpfung zu „bewachen". Die Lebendigkeit des Menschen entstammt der bedingungslosen Annahme durch diesen Gott. So beschenkt, wird der Mensch in seinem Wirken zu einem Ort von Gottes Offenbarung. Deshalb ist der Lobpreis des biblischen Gottes in der Sicht der Psalmen die Vollgestalt des Lebens. Er ist die Einübung in das biblische Hauptgebot der Gottesliebe. Vgl. dazu: *Erich Zenger*, Mit Gott ums Leben kämpfen. Das Erste Testament als Lern- und Lebensbuch, herausgegeben von Paul Deselaers und Christoph Dohmen. Freiburg 2020.

10 Michel de Certeau, Mystische Fabel. Berlin 2010, 487.

11 Tomáš Halík, Theater für Engel. Das Leben als religiöses Experiment. Freiburg 2019, 41f.

12 Zitiert in: Eugen Kogon, Das Porträt: Martin Buber in: Frankfurter Hefte. Zeitschrift für Kultur und Politik. Hrsg. von Eugen Kogon und Walter Dirks, 6 (1951), 195; In einer Gesprächsrunde meint einer: „Dass so viele anständige Leute müde sind, weil das Gute keinen Erfolg hat." Darauf Martin Buber: „Der Erfolg ist keiner der Namen Gottes."

Engelbert Groß

Die Irrlehre von der schützenden Plastiktüte

Sie, die Plastiktüte von Frankfurt, gibt mir keine Ruhe. Ich kenne sie seit Jahren, seit der Konziliaren Versammlung 2012, die im Vollzug des 50jährigen Jubiläums des Zweiten Vatikanischen Konzils sich für eine Auferweckung dieses Ereignisses eingesetzt hat.

Dort bin ich auf einen Arbeitskreis getroffen, der mit „Straßenexerzitien" betitelt gewesen ist. Ich bin hinein, und darüber sei berichtet, denn in ihm hat sich in meiner Sicht ein spirituales Experimentieren realisiert. Da habe ich unsere Kirche als Kirche der Armen – im Sinn von: Kirche für die Armen - zu spüren bekommen, und so spüre ich sie immer noch.

Arbeitskreis „Straßenexerzitien"

Wir sind etwa ein Dutzend in diesem Kreis. Die meisten sind augenscheinlich hier, weil das Programmwort „Straßenexerzitien" sie neugierig gemacht hat. Sie möchten etwas wissen. Der Leiter des Kreises geht offensichtlich davon aus, wir seien „vom Fach", also Leute, die Erfahrung mit Straßenexerzitien haben, die möglicherweise solche begleiten. Doch von dieser Sorte ist niemand von uns.

Christian Herwartz, Jesuit aus Berlin, gewesener Arbeiterpriester, Begleiter von Menschen, die an den Rand gedrängt sind, Autor von „Auf nackten Sohlen. Exerzitien auf der Straße" und „Brennende Gegenwart. Exerzitien auf der Straße": ihm als Begleiter unseres Kreises gelingt es, aus distanzierten Neugierigen tätige Übende zu machen; Menschen, die sich ihrer Straße zur Verfügung geben, sich ihr tatsächlich aussetzen mögen. Dieser Prozess, der uns in diesem Kreis nach Innen und von dort aus auf die Straße bringt: er birgt eine Geschichte, die mich „in Betrieb" gesetzt hat.

Gisela auf Hausbesuch

Es ist die Geschichte von und mit – ich nenne sie so: - Gisela. Sie berichtet sich. Sie hat in dem Metier, in dem sie beruflich tätig ist, mit einer fast blinden Frau zu tun. Eines Tages besucht sie diese. Die Frau öffnet ihre Tür einen kleinen Spalt breit. Es quillt Dämmerung heraus. Es weht übler Geruch heraus. Die Frau aber tritt nicht heraus. Die Schwelle ist gesperrt: Drinnen die Frau, draußen Gisela. Sie kommen nicht zusammen. Jetzt nicht. Heute nicht. Vielleicht später.

Später besucht Gisela die Frau erneut. Ein bisschen Bekanntschaft gibt es ja. Mit ihr gelingt es der Frau langsam, dem Gast ihre Tür aufzumachen, und Gisela muss sich hineinwagen in pestilenzialischen Gestank, in kaum beschreiblichen Anblick einer hilflosen Welt, in die zitternde Atmosphäre eines scheuen Menschen. Die blinde Frau bittet ihren Gast, sich zu setzen, aber da ist nirgends Platz. Töpfe, Schüsseln, Teller, Tassen und allerlei Kram stehen auf Tisch und Stuhl und dem verschlissenen Sofa. Gisela räumt sich etwas Platz auf dem Sofa frei und setzt sich und hört zu. Sie hört hin. Sie hört, wie die scheue Frau beginnt, auch innerlich ihre Türschwelle zu überwinden. Sie erzählt, und Gisela hört zu. Beim Zuhören spürt sie auf einmal, dass sie in Nässe sitzt. Sie entdeckt eine Plastiktüte. Die legt sie auf ihren Sofaplatz und setzt sich darauf. Sie sitzt einfach da. Sie schaut ins Dämmerige. Sie hört ins Stille. Sie blickt in Augen, die erschöpft sind, eingerahmt von Furchen, die sich gebildet haben, als der

Einsatz für das Leben gar so schwer geworden ist. Sie liegen tief in einem Gesicht, das sein Muster hat durch Runzeln, in denen Vertrautheit mit Leiden und Not eingefaltet ist; durch Falten scheu gewordener, geknickter Würde.

Gisela hört, wie die Frau anfängt, sich innerlich immer mehr zu lockern, zu entknoten. Die Frau fängt an, sich auszupacken. Sie wickelt sich aus, auch Tiefes. Gisela hört in dieses Leiden hinein. Sie hört sich ein in diesen wehrhaften Menschen, der zäh und trotzig am Leben festhält.

Das Drama der Plastiktüte

Gisela berichtet uns: Wie ich so dasitze, vor der stinkenden Nässe des Sofas durch meine Plastiktüte geschützt, und sich mir die Wirklichkeit der blinden Frau zum Berühren und zum Verkosten bietet, da gibt es in mir einen plötzlichen Stoß. Ich muss aufstehen und die mich schonende Plastiktüte wegtun. Die Plastiktüte erscheint mir jetzt als sperrende Maßnahme: Ich hüte mich. Ich distanziere mich. Ich panzere mich. Ich wehre ab. Ich bin nicht offen. Die Plastiktüte, so berichtet Gisela in unserem Kreis: das sind meine „Schuhe" gewesen, jene Schuhe, die man ausziehen muss wie Mose, wenn der Raum, in dem man steht, heiliger Boden ist.

Christian Herwartz hatte uns vorher seine Erfahrung mit der Stimme Gottes an Mose beim nicht verbrennenden brennenden Dornstrauch berichtet: „Leg deine Schuhe ab; denn der Ort, wo du stehst, ist heiliger Boden" (Ex 3, 5): „Die Schuhe wurden für mich mehr und mehr ein Hinweis auf die vielen Formen meiner Distanz zur Wirklichkeit", sagt der Pater. „Schuhe des Herzens ausziehen und ganz konkret die Schuhe des Weglaufens, der Distanz, des Größerseins, des Vergleichens, des Urteilens und des verletzenden Zutretens ablegen". Die Plastiktüte beiseite tun, die „Schuhe" ausziehen: das ist dramatisch!

Den Menschen „auf nackten Sohlen" begegnen: Gisela hat die Stube der Frau als heiligen Boden, hat ihre Plastiktüte als Schuhsohle erkannt, die den heiligen Boden nicht spüren lässt und darum entehrt; die einen davor schützt, dass man von fordernder Wirklichkeit angegangen, angefasst, angegriffen wird. Gisela hat in der dunklen Stube der Frau die ihr zugekommene Straße erkannt, auf der man immer wieder Jesus Christus zu riechen und zu berühren bekommt, wenn man sich traut, „auf nackten Sohlen" unterwegs zu sein. Gisela hat die Plastiktüte als ihre Schuhe begreifen können, als Hindernis zu echter Berührung, als Schutzmaßnahme gegen den, den man nicht riechen mag, als Barriere gegen die eigene Wandlung, als Sperre gegen Kommunion.

„Exerzitien auf der Straße": sie klären sich mir in unserem Kreis als biblisch gespeiste Spiritualität, die Distanz und Abstraktheit in unserem christlichen Dasein überwinden helfen kann; die Christliches authentisieren, konkret und erfrischend zu machen vermag; die uns als nah und echt erweisen, die mich als angespielt gestalten mag. Das provozierende Drama der Plastiktüte greift nach Mitspielerinnen und Mitspielern, nach Mitwirkenden, nach uns.

„Im Wirrwarr der uns umgebenden Stimmen und Botschaften brauchen wir ein menschliches Erzählen, das uns von uns und von dem Schönen spricht, das in uns wohnt. Ein Erzählen, das die Welt und die Ereignisse mit Zärtlichkeit zu betrachten versteht; das erzählt, dass wir Teil eines lebendigen Gewebes sind und das zeigt, wie sehr die Fäden, die uns aneinanderbinden, miteinander verflochten sind" (Papst Franziskus: Botschaft zum Welttag der sozialen Kommunikationsmittel am 24. Mai 2020).

Hans-Joachim Höhn

Im religiösen Dunkelfeld?

Coronare Assoziationen

Astronomen haben ein gespaltenes Verhältnis zu Licht und Finsternis. Auf Erden kann es ihnen gar nicht finster genug sein, wenn sie den Himmel betrachten wollen. Beim Blick nach oben lassen sie sich am liebsten völlig umnachten. Nichts löst in diesen Nachstunden unter ihnen größere Euphorie aus als die Entdeckung eines noch so kleinen Lichts im fernen Weltraum. Die meisten Himmelskörper, die Astronomen erforschen, leuchten nicht aus sich selbst, sondern umkreisen einen Zentralstern, der sie anstrahlt. Im Licht unseres planetaren Zentralsterns – der Sonne – sehen wir alles, was es gibt. Sie macht alles sichtbar. Aber wir werden geblendet und blind, wenn wir direkt in diese Lichtquelle schauen wollen. Erst bei einer totalen Sonnenfinsternis können wir einen vorsichtigen Blick hoch zur Sonne riskieren – und sehen nichts. Stattdessen wird nun sichtbar, was sonst nie zu sehen ist – die Corona der Sonne. Dieser aus Plasma und heißen Gasen bestehende Lichtkranz besitzt eine beträchtliche Ausdehnung, wird aber immer von der gleißend hellen Sonnenscheibe überstrahlt. Darum nutzen Astronomen die sich höchst selten bietende Gelegenheit, bei größtmöglicher Verdunkelung der Sonne ein solares Randphänomen zu erforschen.

Die Sonnenkorona liefert mir die passende Analogie für einige Assoziationen zur Corona-Pandemie. Einerseits ist diese Zeit eine Phase der Verdüsterung. Manches liegt im Kernschatten der Krise. Andererseits wird der Blick frei für alles, das sonst überstrahlt wird. Nun ist es möglich, in das bisherige Dunkelfeld der Erkenntnis vorzudringen. Dieser Erkenntnisbereich setzt sich zusammen aus Randerscheinungen. Dazu gehören auch Phänomene, von denen man üblicherweise wenig wissen will – erst recht in einer Viruspandemie. Im Folgenden geht es um derart „coronare" Wahrnehmungen und Einsichten. Und ebenso geht es um deren theologische Reflexion.

Corona(r)-Theologie

Traditionell hat die Theologie die Kernthemen des Glaubens im Blick und nimmt dabei einen biblischen, historischen, dogmatischen oder pastoralen Standpunkt ein. Von diesen Standorten her entwickelt sie ihre Deutungsperspektiven. Die Corona-Pandemie hat Glaube und Kirche zum kulturellen Randphänomen gemacht hat. Wo ihr Gegenstand an den Rand gedrängt wird, ist die Theologie gut beraten, ihrerseits einen Orts- und Perspektivwechsel vorzunehmen. Auch sie muss randständig werden. Dies muss keinen Verlust an Relevanz und Ertrag theologischer Reflexion bedeutet. Zu gewinnen ist dabei ein neuer Zugang zu Phänomenen, die zuvor biblisch überbelichtet, historisch übergangen, dogmatisch überstrahlt und deswegen pastoral übersehen wurden. Es handelt sich dabei um das Beiläufige, um vermeintlich Nebensächliches, um periphere Begebenheiten, um kurze Episoden einer langen Geschichte. Einer solchen an Begleiterscheinungen der Corona-Pandemie ansetzenden Reflexion könnte man den Titel „Corona(r)-Theologie" verleihen.

Ein derart prätentiöser Titel mag Vorbehalte wecken. Er signalisiert ein theologisches Programm und stellt zugleich nur flüchtige Impressionen und gewagte Assoziationen in Aussicht. Aber vielleicht wird nur ein solcher Stil und Ansatz der aktuellen Glaubenssituation gerecht. Wir befinden uns in einer Phase, in der sich vieles verdunkelt, was zuvor eingeleuchtet hat. Aber nur jetzt wird erkennbar, was um uns herum vorgeht, jedoch bei Lichte betrachtet niemand sehen konnte – oder auch niemand so recht wissen wollte.

An den Rand gedrängt?

Viele öffentlichkeitswirksame kirchliche Veranstaltungen sind in der ersten Welle der Pandemie abgesagt worden oder fanden auf einer staatlich geduldeten Schwundstufe statt. Nur ein kümmerlicher Rest der sonst so prächtigen Fronleichnamsprozession blieb in Köln übrig. Für Kirchenkritiker war dies ein Lichtblick und wurde als längst fälliger Akt institutioneller Selbstrelativierung begrüßt. Für die Kirchenleitungen war es ein Beleg ihrer Systemrelevanz. Gesellschaftlich relevant war die Kirche, wenn sie eigene Veranstaltungen absagt, verlegt oder reduziert, durchaus – und zwar für die systematische Befolgung der staatlichen Anti-Corona-Maßnahmen. Hier haben sich die Kirchen als wichtige Verbündete bei der Umsetzung staatlicher Vorkehrungen zur infektionshemmenden Kontaktreduzierung erwiesen. Dagegen erlebten sich Klinikseelsorger/innen für geraume Zeit als entbehrlich und verzichtbar. Ihnen blieb wochenlang der Zutritt zu den Intensivstationen verwehrt. Die Gesellschaft kam ohne spirituellen Beistand aus. Dass Seelsorge relevant ist für das kulturelle Gesundheitssystem einer Gesellschaft, kam keinem säkularen Zeitgenossen in den Sinn.

Selbst innerkirchlich war dies kein Thema. Hier lautete die Devise: absagen, verschieben, verlegen. Die größte Sorge war, dass die Kirche zum Ort eines Superspreadingevents werden könnte. Der Imageschaden wäre in einem solchen Fall noch größer als die Kosten für die Rückverfolgung der Infektionsketten. Dass man nicht offensiv die Chance zur Etablierung neuer, coronakompatibler Formate kirchlicher Open-Air-Veranstaltungen (an Ostern – Himmelfahrt – Pfingsten) nutzte, verstärkte den Trend zu öffentlicher Selbstmarginalisierung. Vielfach wurde versucht, in dieser Not neue Tugenden zu entwickeln. Zahlreiche Aktivitäten wurden ins Internet verlegt. Einen regelrechten Boom erlebte die Nutzung digitaler Kommunikationsmöglichkeiten auf allen Ebenen - von der Familienkreis-WhatsApp über die Kaplanspredigt auf der Gemeinde-Homepage bis zum wöchentlichen erzbischöflichen YouTube-Auftritt. Allerdings waren es häufig notdürftige Innovationen. Die Defizite hinsichtlich der technischen Qualität von Podcasts, Videos und Gottesdienstübertragungen waren anfangs beträchtlich. Mancher Gottesdienst, der aus einer Bischofskapelle übertragen wurde, war hinsichtlich Bildregie, Kamerafahrt, Umschnitt etc. auf peinliche Weise amateurhaft. Immerhin erhielt man interessante Einblicke in die Arbeitszimmer des streamenden pastoralen Personals. Bisweilen verfing sich auch der voyeuristische Blick in der Einrichtung des Arbeitszimmers. Nicht selten kam dabei neben dem Ikea-Bücherregal im Hintergrund die Dachschräge ins Bild und verführte zu ebenso schrägen Assoziationen. So schief und schräg diese Eindrücke auch waren, so uninteressant war in der Regel die Botschaft. Meist unterblieben beim „content" inhaltliche Innovationen, die dem „neuen" Medium und der disruptiven Krisenentwicklung Rechnung tragen. Stattdessen: Alter Wein in neuen Schläuchen! Aber auch theologischen Allzeitfloskeln („Gott ist uns auch in der Krise nahe") droht bei inflationärem Gebrauch die religiöse und existenzielle Entwertung.[1]

Die rasch entwickelten digitalen Kleinformate der Liturgie machten außerdem die Marginalität der Gläubigen als „Volk Gottes" deutlich. Die Botschaft war vielleicht ungewollt, aber dennoch unmissverständlich: „Gültige" Messen gibt es auch ohne die physische Realpräsenz des Gottesvolkes. Hauptsache – sie finden statt und bilden ein Vitalzeichen kirchlichen Lebens. Auf die ansonsten beschworene tätige Teilhabe („participatio actuosa") der Laien kommt es letztlich doch nicht an. Es genügt eine Beteiligung mit Zuschauerstatus.[2] Allerdings stellten viele Christenmenschen sehr bald - und eher beiläufig - ihrerseits fest: „Es geht auch ohne Messbesuch am Sonntag. Wir brauchen das nicht, wofür uns die Kleriker nicht brauchen. Vielleicht waren wir ja auch zuvor nicht mehr als bloß teilnehmende Beobachter."

Zeitumstellung?

Corona stimulierte das kirchliche Erinnerungsvermögen. Man erinnerte sich mancherorts an frühere Epidemien und an das, womit man sich damals religiös behalf. Zwar wurden keine Kirchenuhren umgestellt, aber dennoch kam es zum Versuch einer kirchlichen Zeitumstellung. Was zu Pestzeiten praktiziert wurde, hatte seine beste Zeit zwar hinter sich, aber konnte – so hoffte man - im Sinne einer produktiven Ungleichzeitigkeit doch noch einmal bedeutsam werden. Was längst zu einer Randerscheinung des religiösen Lebens geworden ist, stellte man unversehens in den Fokus antiviraler Bemühungen: Bittprozessionen und Novenen, Aussetzungen des Allerheiligsten an öffentlichen Orten, Weihwasserbesprengungen von Brücken und Straßen. Mehrere Bistümer wurden dem Herzen Mariens geweiht. Der Rosenkranz avancierte zur spirituellen Infektionsprophylaxe.

Vielleicht suchte man mit diesen Formen einstiger Volksfrömmigkeit wieder die Nähe des Volkes Gottes. Die Resonanz war jedoch gering. Eine Bestätigung der alten Volksweisheit „Not lehrt beten" blieb zudem aus. Auftrieb erhielten Skeptiker: „Beten ist zwecklos!". Vermutlich treffen beide Losungen nicht zu. Beten hilft nicht aus der Not, aber vielleicht in der Not – und zwar dann, wenn man nichts mehr machen kann, aber dennoch nicht untätig sein will. Beten wird zur Absage an resignative Tatenlosigkeit und kann dennoch Ohnmachtserfahrungen nicht abstreifen.[3]

Der gut gemeinte Rückgriff auf traditionelle Andachtsformen hat auch religiöse Anachronismen und eine spirituelle Regression befördert. Er belebte magische Missverständnisse sakramentaler Glaubenspraxis. Eine säkulare Gesellschaft kann darauf nur mit Unverständnis reagieren. Da hilft es auch nichts, wenn man auf parallele Retrotrends im säkularen Bereich hinweist. Das „Autokino" war dort nur ein nostalgisches Intermezzo für die Unterhaltungs- und Musikbranche. Es bot sich als vorübergehender Rückschritt an, um das Schlimmste zu vermeiden. Vergleichbar damit ist das von Militärs erprobte Manöver der Rückwärtsverlagerung von Kampflinien. Man gibt einen Geländegewinn wieder preis, um bei einem feindlichen Angriff nicht mehr als nur dieses Gelände zu verlieren. Allerdings kann gerade dieser Rückzug als Einladung zum Angriff gedeutet werden. Auch abseits des Militärs ist ein solch regressives Verhalten nicht unproblematisch. Psychotherapeuten warnen: Bei einer Regression wird ein zuvor erreichtes Struktur-, Funktions- und Handlungsniveau zugunsten eines zeitlich früheren und/oder niedrigeren Komplexitätsgrades erfolgreicher Anpassung an veränderte Lebensumstände aufgegeben. Dieser Rückschritt kann kurzfristig Vorteile bringen, liefert aber keine nachhaltigen Problemlösungen.[4]

Digitale Realpräsenz?

Nicht alle Christen sind in der Corona-Pandemie auf Distanz zur Kirche gegangen und haben dauerhaft liturgische Abstandsregeln eingehalten. In manchen Kreisen ist bei Gottesdienst-Streamings die Praxis aufgekommen, dass die am Bildschirm Mitfeiernden nach der Konsekration von Brot und Wein durch einen Priester nun vor dem Bildschirm ihr eigenes Brot brechen. Auch sie wollen das Wort Jesu erfüllen „Nehmt und esst! Tut dies zu meinem Gedächtnis."? Schnell ist daraus eine dogmatische und kirchenrechtliche Kontroverse entstanden: Feiern diese Christen wirklich Eucharistie oder sind sie nur Zuschauer einer Eucharistiefeier? Erleben Sie nur virtuell, aber nicht wirklich und wirksam eine Wandlung der eucharistischen Gaben? Manchen Diskussionsbeiträgen ist anzumerken, dass das Coronavirus inzwischen auch das dogmatische und kirchenrechtliche Immunsystem der Kirche angreift. Dem Gedanken an eine digitale Fernwirkung und Fernwirksamkeit der Wandlungsworte wird eine deutliche Absage erteilt. Die vom Priester gewirkte Wandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi in der Messfeier erstreckt sich demnach nur auf das Brot auf

dem Altar, nicht aber auf das Brot am heimischen Esstisch.[5]

Gleichwohl ist die angesprochene Problematik kniffliger als es diese Klarstellung vermuten lässt. Im Grenzbereich der Sakramentalien ist das Lehramt sowohl technikaffiner als auch weniger rigoros. Eine digitale Vermittlung des Papstsegens „urbi et orbi" inklusive Ablasserteilung wird dogmatisch und kirchenrechtlich für unproblematisch gehalten. Begibt man sich hingegen mit dem Gedanken einer digital vermittelten Realpräsenz von Jesu Vermächtnis in ein dogmatisches Dunkelfeld? Wer eine Streaming-Messfeier zu Hause mit einer Symbolhandlung des Brotbrechens begleitet, rüttelt keineswegs an der sakramentalen Vollmacht des Priesters. Vielmehr wird ein ausdrucksstarkes Zeichen gesetzt für den Unterschied zwischen dem Mitfeiern einer Eucharistie und dem Zuschauen beim Feiern - sowie erst recht: dem Zuschauen von zuschauenden Mitfeiernden.

Kann es sein, dass man in weiten Kreisen der Kirche einem „physikalistischen" Gültigkeitskriterium der eucharistischen Wandlung anhängt und die digitale Sphäre nicht als Erweiterung der leiblich-leibhaftigen Begegnungsmöglichkeiten des Menschen wahrnimmt? Hat man dort immer noch nicht verstanden, dass die eucharistische Wandlung, welche den Wandel im tödlichen Verhältnis von Leben und Tod zugunsten des Lebens vergegenwärtigt, nicht die Objekte verwandelt, die diesen Wandel symbolisieren?[6]

Wer vor diesem Hintergrund die Alternative „Realpräsenz oder Virtualpräsenz" aufmacht, lässt im Übrigen entweder ein unscharfes oder ein verengtes Verständnis von „Virtualität" erkennen. Wer dabei primär an interaktive Computerspiele oder 3-D-Simulationen denkt, versteht unter „virtuell" künstlich generierte Erlebniswelten, die sich täuschend echt präsentieren, aber wieder verschwinden, wenn man ihre IT-Basis ausschaltet. Allerdings hat der Begriff „Virtualität" eine theologische Herkunftsgeschichte, die mit der mittelalterlichen Diskussion um eucharistische „Realpräsenz" verbunden ist. Orientiert man sich an diesem Wortgebrauch, dann geht es in der Debatte über Virtualität um die Eigenschaft einer Sache bzw. eines „Tatbestands", nicht in der physischen Form zu existieren, in der sie medial bzw. digital vermittelt zu existieren scheint, aber dennoch Wirkungen auszulösen vermag, die einer in physischer Form existierenden Sache gleichen.[7] Wer den Sakramenten keine eigene Wirkursächlichkeit zuschreiben und sich von einem magischen Verständnis sakramentaler Glaubenspraxis abgrenzen will, hat mit der Kategorie „virtualiter" durchaus die Möglichkeit, die Vermittlung und Realpräsenz von Gottes Gnade zu denken.

In einem Punkt haben die theologischen Digitalskeptiker jedoch recht: Eucharistische Realpräsenz ist nicht vollends digitalisierbar. Sie ist an die „analoge" Praxis des Handgreiflichen gebunden. Einstweilen aber ist Vorsicht geboten, wenn es darum geht, etwas mit Händen greifen zu wollen. Dies gilt auch für theologische Deutungsversuche der Corona-Pandemie.

Sonderoffenbarung?

Kann man sich auf die Corona-Pandemie einen genuin theologischen Reim machen? Was bedeutet sie für unsere Deutungsmuster der Beziehung zwischen Gott und Welt? Wofür ist sie ein Indiz? Auf welche theologische Fährte bringt sie uns? Diese Fragen sind einstweilen unbeantwortet geblieben. Die von Theologen ansonsten häufig bemühte Kompetenz zur „Deutung der Zeichen der Zeit" (GS 4) wurde angesichts eines pandemischen Zeitzeichens nicht unter Beweis gestellt. Bis heute gibt es keine überzeugenden Versuche, Corona als ein Zeichen der Zeit zu sehen, das auch mit dem Willen und Wirken Gottes in Beziehung gesetzt werden kann – einmal abgesehen von biblischen Retrovarianten, die darin eine neue ägyptische Plage, eine Ergebenheitsprüfung à la Abraham, einen Bußaufruf an eine sündige Welt[8] oder eine Strafaktion Gottes erkennen wollen.[9] Weithin übt man sich in Zurückhaltung, das

Virus als Überbringer einer göttlichen Botschaft zu deuten – aus guten Gründen.[10]

Zweifellos wird alles, was derzeit in der Welt geschieht, mit dem Vorzeichen „Corona" versehen. Wer aber zwischen den säkularen Zeichen der Zeit und ihrem theologischen Zeichencharakter ein Gleichheitszeichen setzt, setzt sich der Gefahr eines theologischen Kurzschlusses aus. Es gilt zu unterscheiden, ob es Zeichen einer säkularen Gegenwart „oder der Absicht Gottes sind" (GS 11).

Dass die Corona-Pandemie gleichwohl als ein „Offenbarungsgeschehen" gedeutet werden kann, hat sich mir durch eine Aktion von Papst Franziskus am 27.03.2020 erschlossen. Das Szenario war beklemmend: ein menschenleerer Petersplatz, der Papst spricht zu physisch Abwesenden. Die Assoziation der Menschen- und Gottesverlassenheit drängt sich auf. Es regnet in Strömen – auch auf ein Holzkreuz, dem man seit Pestzeiten besondere Verehrung widmet. Hofft der Papst auf ein Corona-Wunder? Wir wissen es nicht. Sein Gebet verrichtet er schweigend. In seiner Predigt findet er hingegen deutliche Worte. Hier nimmt er auch eine theologische Klarstellung vor, indem er eine theologische Behauptung unterlässt. Der Papst versteigt sich nicht zu der These, Gott wolle mit Corona etwas von sich offenbaren: seinen Zorn über die Sünde der Welt. Vielmehr wird durch Corona etwas von uns selbst offenbar: „In unserer Welt, …, sind wir mit voller Geschwindigkeit weitergerast und hatten dabei das Gefühl, stark zu sein und alles zu vermögen. In unserer Gewinnsucht haben wir uns ganz von den materiellen Dingen in Anspruch nehmen lassen und von der Eile betäuben lassen. Wir haben vor deinen Mahnrufen nicht angehalten, wir haben uns von Kriegen und weltweiter Ungerechtigkeit nicht aufrütteln lassen, wir haben nicht auf den Schrei der Armen und unseres schwer kranken Planeten gehört. Wir haben unerschrocken weitergemacht in der Meinung, dass wir in einer kranken Welt immer gesund bleiben würden."[11] Wir dachten schon – vor allem in Europa – wir hätten angesichts der Krisen, Konflikte und Krankheiten dieser Welt längst eine Herdenimmunität erlangt.

Noch in einer zweiten Hinsicht erscheint mir die Corona-Pandemie als ein „Offenbarungsereignis". Aufgedeckt und bloßgestellt werden alle hehren, aber hohlen theologischen Kontingenzbewältigungsfloskeln. Von vielen Kanzeln und Kathedern wurde verkündet: „Nein, Gott sitzt nicht am Regiepult der Weltgeschichte und ist dabei auf den bösen, aber erzieherisch wirksamen Einfall einer Pandemie gekommen, um die Menschen wieder auf den rechten Weg zu bringen. Auf eine solche Idee würde der grundgütige Gott niemals verfallen. Nein, der gute und barmherzige Gott will nur Gutes. Er ist uns immer nahe – in guten wie in schlechten Zeiten."

Wer auf diese Weise seine theologische Trostkompetenz zeigen will, kaschiert lediglich seine theologische Ratlosigkeit. Es ist ein leicht durchschaubares Ausweichmanöver. Und es wird schnell zum Bumerang. Denn in der Krise sind uns auch ganz andere Mächte und Gewalten ganz nahe – eben jene, die für Gefahr an Leib und Seele sorgen. Wer hat uns in der Krise denn faktisch in der Hand? Wer legt tatsächlich Hand an uns an? In wessen Hand befinden wir in dieser Situation wirklich? Wir mögen letztlich in die Hand Gottes fallen, aber vorher haben die Mächte des Todes ihre Hand im Spiel.

Für unredlich halte ich es, die existenziellen und religiösen Zumutungen der Viruspandemie mit einer theologischen Immunisierung zu beantworten. Anfechtungen und Verunsicherungen betreffen auch unser Gottesbild und unsere Deutung des Verhältnisses von Gott und Welt. Und dies nicht erst in diesen Tagen. Jetzt spitzt sich lediglich ein Lernprozess zu, der bereits seit geraumer Zeit ansteht: Wir können nicht von einer Beziehung zwischen Gott und Welt reden, ohne die stets größere Verschiedenheit von Gott und Welt zur Sprache zu bringen.[12] In allem, was wir sind und tun, mögen wir uns auf Gott ausrichten, aber wir können uns in dieser Welt nicht so einrichten, dass Gott selbst zu einem Bestandteil dieser Einrichtung wird. Die wich-

tigste Lehre aus dieser Einsicht hat Dietrich Bonhoeffer gezogen (1906-1945):

„Wir können nicht redlich sein, ohne zu erkennen, daß wir in der Welt leben müssen – ‚etsi deus non daretur'. Und eben dies erkennen wir – vor Gott! … Gott gibt uns zu wissen, daß wir leben müssen als solche, die mit dem Leben ohne Gott fertig werden. … Der Gott, der uns in der Welt leben läßt ohne die Arbeitshypothese Gott, ist der Gott, vor dem wir dauernd stehen."[13]

Manchmal erleben wir eine Situation so, als habe uns Gott verlassen – und dennoch leben wir im Horizont Gottes, also *ohne* Gott, aber *vor* Gott. Ein Leben *vor* Gott erspart uns nicht, in der Welt *ohne* ihn zu leben, ohne auf ihn zugreifen zu können und mit seinem Eingreifen zu rechnen. *Mit* Gott stehen wir offenkundig in einer Fernbeziehung. Er ist uns auf diskrete Weise zugewandt – bisweilen ist diese Zuwendung so zurückhaltend, dass wir meinen, es gäbe sie nicht.

Dass wir vor Gott ohne Gott unterwegs sind, um auf diese Weise mit ihm auf dem Weg sind, ist das große Thema der Adventszeit. Im Jahr 2020 sorgte die Absage der Weihnachtsmärkte für eine Verabschiedung von Kommerz, Kitsch und Sentimentalitäten. Es entstand eine Leerstelle, um den eigentlichen Charakter dieser Zeit wieder deutlich werden zu lassen. Es ist eine Zeit des Entbehrens und Vermissens. Beides spiegelt sich in den Geduldsproben der Hoffnung auf ein Ende der Krise. Dafür braucht es Sinnressourcen des Widerstandes gegen Defätismus und Resignation: Wie kann man Ja zum Leben sagen, wenn es im Leben zu viel gibt, zu dem man ohne Wenn und Aber Nein sagen muss? Was macht das Leben annehmbar angesichts dessen, was wir nicht hinnehmen können? Das Christentum behauptet, für ein Ja im Angesicht des Nein gute Gründe zu haben. Es ist höchste Zeit, diese Gründe zu benennen und für ihre Überzeugungskraft ausdrucksstarke Zeichen zu setzen.

Anmerkungen:

1 Siehe dazu auch H.-J. HÖHN, Abschied vom „lieben" Gott. Über Risiken und Nebenwirkungen theologischen Leichtsinns, in: Pastoralblatt 72 (2020) 163-170.

2 Vgl. hierzu auch die Problemanzeige von St. KOPP, Beteiligung am Gottesdienst – auch unter besonderen Bedingungen, in: Pastoralblatt72 (2020) 296-302.

3 Zur hier angerissenen Problematik siehe Ch. BÖTTIGHEIMER, Sinn(losigkeit) des Bittgebets. Auf der Suche nach einer rationalen Verantwortung. Freiburg/Basel/Wien 2018.

4 Vgl. etwa M. BALINT, Therapeutische Aspekte der Regression. Stuttgart [6]2018.

5 Vgl. das Statement des Essener Bischofs auf https://www.katholisch.de/artikel/26977-bischof-overbeck-warnt-vor-brotbrech-ritualen-bei-streaming-messen (abgerufen am 02.11.2020).

6 Vgl. hierzu ausführlich H.-J. HÖHN, Gottes Wort – Gottes Zeichen. Systematische Theologie. Würzburg 2020, 286-299.

7 Vgl. P. ROTH, Virtualis als Sprachschöpfung mittelalterlicher Theologen, in: Ders. u.a. (Hg.), Die Anwesenheit des Abwesenden. Augsburg 2000, 33-41.

8 Auf dieser (evangelikalen) Linie argumentiert J. PIPER, Corona und Christus. München 2020 (https://www.evangelium21.net/media/1966/corona-und-christus).

9 Ein solches Vorgehen ist auch vom Konzilstext nicht gedeckt: „Im Glauben daran, daß es vom Geist des Herrn geführt, wird, der den Erdkreis erfüllt, bemüht sich das Volk Gottes, in den Ereignissen, Bedürfnissen und Wünschen, die es zusammen mit den übrigen Menschen unserer Zeit teilt, zu unterscheiden, was darin wahre Zeichen der Gegenwart *oder* der Absicht Gottes sind" (GS 11).

10 Vgl. hierzu J.-H. TÜCK, Pandemie – eine Geißel Gottes?, in: W. Kasper/G. Augustin (Hg.), Christsein und die Corona-Krise - Das Leben bezeugen in einer sterblichen Welt. Ostfildern 2020, 135-158.

11 Dass sich die Bedeutung päpstlicher Aussagen auch aus dem ergibt, was sie nicht sagen, erschwert zuweilen ihre Deutung. Man weiß in diesem Fall nicht, wie das Gesagte und das Ungesagte gemeint sind. Dieser Umstand kann wiederum zu widerstreitenden Interpretationen führen. Vgl. exemplarisch die von der hier vorgetragenen Deutung abweichende Position von N. BAUER, Kirchensound mit Pessimismus-Bass : http://theosalon.blogspot.com/2020/03/kirchensound-mit-pessimismus-bass.html (abgerufen am 02.11.2020).

12 Siehe H.-J. HÖHN, Der fremde Gott. Glaube in postsäkularer Kultur. Würzburg 2008.

13 D. BONHOEFFER, Widerstand und Ergebung. Gütersloh [11]1980, 177f.

Erich Garhammer

Nicht einverstanden

Blick auf ein Leben mit der Kirche und ein theologisches Lebenswerk

„Nicht einverstanden. Meine Erfahrungen als Laientheologe und Ethiker" (2020) – so betitelt Dietmar Mieth, der am 23. Dezember 80 Jahre alt wurde, seine Erinnerungen. Der Titel ist bewusst mehrdeutig gewählt: er changiert zwischen „einverstanden" und „nicht einverstanden", was sich auch im Schriftbild zeigt. Nicht einverstanden zu sein schließt für Mieth immer auch ein Einverständnis voraus. Es kommt hinzu: Wer nicht einverstanden ist, muss diese Haltung nicht grimmig oder aggressiv zelebrieren. Kritik bedarf auch des Humors, der Ironie und der Satire. So sind seine Erinnerungen vor allem erzählte Erinnerungen mit dem Versuch der darin verarbeiteten positiven und negativen Erfahrungen. Er wünscht sich, es gäbe ein „Generalsekretariat für Genauigkeit und Seele" (Robert Musil).

Mieth ist in einer konfessionsverschiedenen Familie aufgewachsen. Er konnte sich nach einem Gottesdienstbesuch bei beiden Konfessionen frei entscheiden, wie er getauft werden wollte. Es waren die sinnlichen Elemente im katholischen Gottesdienst, die für ihn den Ausschlag gaben. „Ich bin also katholisch geworden, weil ich mich in der katholischen Liturgie und in den abwechslungsreichen Riten ... beheimatet fühlte". (34)

Seine Kirchlichkeit begann in einer religiösen, katholisch geprägten Sinnlichkeit mit einer postkonfessionellen religiösen Musikalität. Nach dem Abitur hatte er den Wunsch, Priester zu werden, schaltete aber in Freiburg ein Jahr Philosophiestudium davor, bevor er ins Priesterseminar in Trier eintrat (1960-1962) und an der kirchlichen Fakultät in Trier Theologie studierte. Positiv erwähnt er an der Fakultät den Liturgiewissenschaftler Balthasar Fischer, die beiden Exegeten Heinrich Groß und Franz Mußner sowie den Kirchengeschichtler Erwin Iserloh, der ihn mit der Spiritualitätsgeschichte in Berührung brachte und die Vorliebe zu Meister Eckhart weckte.

Die Freisemester in München ermöglichten eine erste Annäherung an die Moraltheologie bei Richard Egenter und dessen Assistenten Johannes Gründel. Er konnte sich anschließend mit dem Seminarbetrieb in Trier nicht mehr anfreunden, wollte aber weiter Theologie studieren. So verließ er das Priesterseminar: „In unserer ökumenischen Familie enttäuschte ich keine Erwartungen." (55)

Er wechselte zum Lehramtsstudium nach Würzburg und begegnete den wichtigsten Inspiratoren seines wissenschaftlichen Weges, dem Moraltheologen Alfons Auer, der ihn in seinen Promotionskreis aufnahm, und dem besten Kenner der mittelalterlichen Mystik, dem Altgermanisten Kurt Ruh. Bereits 1967 konnte er seine Doktorarbeit einreichen: „Die Einheit von via activa und vita contemplativa in den deutschen Predigten und Traktaten Meister Eckharts und bei Johannes Tauler". Die Promotion war zugleich sein volltheologischer Studienabschluss. 1965 lernte er seine Frau Irene Lehnert kennen, es begann das gemeinsame Leben. Mieth wechselte mit seinem Lehrer Alfons Auer als Assistent nach Tübingen. „Alfons Auer war nicht nur eine eindrucksvolle Persönlichkeit, sondern auch ein vorzüglicher Lehrer, der einem die Freiheit ließ, eigene Gedanken zu entfalten, auch wenn sie von seinen Gedanken abwichen." (79) Eine aufregende Zeit stand bevor, die Auseinandersetzung um die Enzyklika „Humanae vitae", in deren Entstehen Alfons Auer involviert war. Er gehörte allerdings zu der Kommission, deren offenere Stellungnahme zur Empfängnisregelung nicht zum Zuge kam. Mieth widmete sich nun seiner Habilitationsschrift über „Dichtung, Glaube und Moral", in der er seine narrative Ethik grundlegen konnte.

Das erste Verfahren einer Laien-Habilitation in einem theologischen Kernfach fand weithin Beachtung. Nach großen Turbulenzen in den Berufungsvorgängen bekam er schließlich den Lehrstuhl in Freiburg in der Schweiz als Nachfolger von Stephan Pfürtner, der wegen seiner Stellungnahme zu einer offeneren Sexualmoral entlassen worden war. 1981 kehrte Mieth nach Tübingen zurück und lehrte dort bis zu seiner Emeritierung „Theologische Ethik unter besonderer Berücksichtigung der Gesellschaftswissenschaften".

Als sich gegen Ende der 80er Jahre das kirchenpolitische Klima veränderte und die Bischofsernennungen eine Rücknahme der Königsteiner Erklärung befürchten ließen, entwarf er mit Norbert Greinacher die Kölner Erklärung (1989), die von vielen Theologieprofessor/innen unterzeichnet wurde. Die Erklärung trug den Titel „Wider die Entmündigung - für eine offene Katholizität". Die Erklärung hatte auch den Zweck, eine Dogmatisierung von Humanae Vitae zu verhindern. Eine Folge der Erklärung war die Gründung der Europäischen Gesellschaft für Katholische Theologie. Der nächste große Konflikt stand vor der Tür: die Auseinandersetzung um den Verbleib der Kirche in der Schwangerschaftskonfliktberatung.

1990 erfolgte in Tübingen die Gründung des „Interfakultären Zentrums für Ethik in den Wissenschaften" (IZKEW), dessen Sprecher und Leiter Dietmar Mieth wurde. Von 2008 bis 2020 war Mieth schließlich Fellow am Max-Weber-Kolleg in Erfurt an der Meister-Eckhart-Forschungsstelle.

Ertrag eines reichen theologischen Lebens

Mieth spricht von einer kirchlichen Habitualisierung, das Katholische ist lebenszentral für ihn, eine Identität, eine Ortsbestimmung, ein Gefühl von Geborgenheit und Tröstung über die Grenzen des Lebens hinaus. Sein Bedauern: Wir konnten das an die nächste Generation nicht genauso vermitteln. Diese katholische Habitualisierung setzte sich in der eigenen Ehe und Familie fort, es bedurfte allerdings mancher Interventionen, um den eigenen Glauben vor der amtlichen Ideologie zu schützen: so ließ er sich seine eigene Tochter zum Privatunterricht zuweisen, um sie vor der Teufelsangst des Pfarrers im Erstkommunionunterricht zu schützen. Dennoch blieb seine Loyalität zur Kirche erhalten: „Ich erinnere mich an eine Unterhaltung mit Eugen Drewermann vor ca. 25 Jahren. Er meinte (mit etwas Ironie), man müsse aus der Kirche austreten, um von außen Steine durch die Kirchenfenster zu werfen. Ich antwortete: ich möchte diese Steine von innen aufsammeln und damit neu an der Kirche von morgen bauen." (314)

Mieth fühlt sich spirituell und rituell in der Kirche und ihrem Gemeinschaftsleben positiv verankert. Dennoch gab es auch Kränkungserfahrungen als Laie in der Kirche. Häufig begegnete ihm die Statusarroganz der Kleriker. Die Kränkungen betrafen auch seinen Lehrer Alfons Auer. Er wurde wegen seines Ansatzes der autonomen Moral vor allem von Joseph Ratzinger beargwöhnt. Er warf ihm vor, er reduziere den Glauben zu einer Art Sahnehäubchen auf dem autonomen Kuchen.

„Für Alfons Auer war Teilhard de Chardin ein Vorbild, das in seinem Dienstzimmer als Foto hing: nach vorn schauen, zum Punkt Omega, die Zukunft herbeiführen ... Alfons Auer hatte viel Humor. Humorlose Kritik ohne gleichzeitige Bereitschaft zur Selbstkritik seitens des Sprechenden war ihm verdächtig. Er mochte die humorlosen Moralisten nicht, die gern draufschlugen, ohne die eigenen Schwächen zu bedenken." (295f.) Die Lob- und Preisgemeinschaften waren ihm zutiefst zuwider.

Sein Schüler Dietmar Mieth folgte ihm in seinen Ansichten: Wenn Theologie in der Ethik nicht auf Vernunft setzt, landet sie bei falschen Annahmen, bei biblizistischen Kurzschlüssen oder einem überzeitlichen Konzept der Natur. Diese reiche Biografie bekam einen Riss durch den Tod seiner Frau Irene.

„Sterben und lieben. Selbstbestimmung bis zuletzt" (2019), so überschreibt Dietmar Mieth den Rückblick auf das gemeinsame Leben mit seiner Frau Irene.

Dies ist ein intimes Buch: es gibt Einblick in eine Ehegeschichte, in die Liebe zweier Menschen und in das Sterben des geliebten Menschen. Es enthält das Tagebuch von Irene Mieth, das sie in den sechs Wochen von der Diagnose ihrer Krankheit bis zu ihrem Sterben am 17. Januar 2017 geführt hat. Der Blick auf das gemeinsame Leben gibt Dietmar Mieth noch einmal Gelegenheit über die gemeinsame Liebe nachzudenken. Er hatte das schon 1982 zusammen mit seiner Frau getan in dem Buch „Die Kunst zärtlich zu sein. Wege zur Sensibilität." Darin hatten beide ihr Leitmotiv für Ihre Liebe formuliert: Zärtlichkeit als Gefühl für die Gestalt des anderen und die Sprache der Mystik als Ausdrucksgestalt für die gegenseitigen Erfahrungen. Zärtlichkeit hieß für sie eine Mitte finden zwischen Nähe und Distanz, zwischen Erwählung und Alltagsgestalt, zwischen Ernst und Spiel, Schwere und Leichtigkeit, eine Mitte zwischen meditativer Ruhe und schöpferischem Tun, eine Mitte zwischen Resignation und Illusion, eine Mitte zwischen Vergeistigung und Verleiblichung.

Nun blickt er auf die gemeinsame Liebe, das gemeinsame Leben mit Irene und ihr Sterben zurück. Er unterscheidet zwischen Verliebtheit und habitueller Liebe: das Vertrauen vollzieht sich im Rhythmus von Ritualen und Bildern, es hat etwas (All-) Tägliches. Meister Eckart war für beide ein wichtiger Bezugspunkt: „Eines als eins, das ist nichts, zwei als zwei ist getrennt, doch zwei als eins, das ist hitzige stürmische Liebe." Dieses zwei als eins, dieses Leben im Dual, das ist kein Besitzstand, es braucht Kultivierung und Pflege. Für beide hieß das: die Familie darf die Beziehung nicht schlucken, das Gespräch darf nicht sterben. Sie entwickelten eine Strategie zur Wiedererweckung von Gefühlen durch das erinnernde Erzählen.

Dann am 1. Dezember 2016 die dramatische Gewissheit: ihre Schmerzen haben einen Grund, es wird Krebs diagnostiziert. Ihre Notizen: „Schmerz stechend scharf brennt wie Feuer, dumpf bohrend packend krallend Höllenqualen. Advent der Tod kommt zu mir nimmt mich mit an Weihnachten." (41) „Dass man am Ende seines Lebens nur noch Dankbarkeit empfindet wunderbar." (52) „Ich arbeite an meiner Auferstehungsgestalt und bemühe mich um Geduld, Geduld, Geduld." (57) Irene Mieth will sich ärztlich nicht mehr helfen lassen, sich keiner Chemotherapie unterziehen, sie verweigert die Notoperation.

Für ihren Mann ist das die schwerste Herausforderung seines Lebens: er muss die Selbstbestimmung seiner Frau intensiv verteidigen, obwohl er für sich die Operation gewählt hätte. Irenes Entscheidung, nicht alles zu tun, um am Leben zu bleiben, empfindet er als Kränkung. Kränkung allerdings nicht als Vorwurf, sondern als tiefen seelischen Schmerz. Sie hält in ihrem Tagebuch ihren Glauben fest: „Adieu meine Lieben wir sehen uns wieder im Himmel – mein Glaube." (120)

Für den Zurückgebliebenen ist Auferstehung eine tief empfundene Hoffnung. Marie Luise Kaschnitz mit ihrem Auferstehungsgedicht schenkt ihm dafür poetische Bilder: Gott kann nicht weniger sein als unsere Liebe, er muss mindestens mit ihr Schritt halten können. „Die Intensität der Liebe nimmt im Glauben das Reich Gottes vorweg. Das Reich Gottes ist die Ausbreitung der Leichtigkeit der Liebe ohne Verlust der Intensität. Dafür gibt es keine Vorstellungen, aber intensive Hoffnungen." (148)

In einer Phase der Kirchengeschichte, in der die Kirche was sexuellen Missbrauch und seine Aufarbeitung angeht, in Abgründe blickt, ist dieses Zeugnis einer Ehe- und Liebesgeschichte wohltuend, geradezu ein Glaubenszeugnis.

Werner Kallen

Ins Freie gehen

Zur Lage der Kirche

Wenn man nach biblischen Versen sucht, auf die sich die Kirche in ihrem Selbstverständnis stützt, dann kann man etwa auf Mt 16,18 stoßen:

„Du bist Petrus – der Fels –, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Unterwelt werden sie nicht überwältigen."[1]

Das ist ein für zeitgenössische Ohren nicht gerade geringes Selbstbewusstsein.

Auch das letzte Konzil spricht von der Kirche groß und mit Gewissheit:

„Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit."[2]

Wählt man hingegen einen gegenwärtigen Blick auf die Kirche, sei es in Form der öffentlichen Wahrnehmung, der Medien oder auch sehr vieler konkreter, einzelner Erfahrungen, dann sieht das Bild radikal anders aus: düster, unansehnlich, erschreckend.

Gilt also: Hier die nackte, ungeschönte Realität, dort ein hoheitsvolles, abgehobenes und überholtes Selbstbild?

Dazu einige Anmerkungen.

Das Vorzeichen: „nicht systemrelevant"

Als zu Beginn der Corona-Pandemie ein bundesweiter Lockdown mit allen dazugehörenden Kontaktbeschränkungen verhängt wurde, traf das auch die Kirchen (und andere Religionsgemeinschaften) an einer ihrer empfindlichsten Stellen: Öffentliche Gottesdienste waren nun über Wochen nicht mehr möglich; das galt auch für das Osterfest.

Ein politisch vorgegebenes Kriterium dafür, was in dieser Anfangsphase der Pandemie nun noch möglich sein sollte und was nicht, war die Unterscheidung „systemrelevant"/„nicht systemrelevant". Zu den systemrelevanten Bereichen zählten etwa die Lebensmittelversorgung, das Gesundheitswesen mit Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen und anderes; als nicht systemrelevant galten beispielsweise die Kultur, die Kunst und dann auch die Kirchen, mindestens in Gestalt ihrer Gottesdienste. Da hier unkalkulierbare Infektionsherde gegeben sein konnten, waren sie ebenfalls in das erlassene Kontakt- und Versammlungsverbot einbezogen. So sehr das in der gegebenen Situation angemessen war, so lohnt sich im Nachgang doch ein Nachdenken darüber, was es denn für die Kirche selbst auf Zukunft hin bedeuten könnte, sich in diesem Fall als „nicht systemrelevant" wiederzufinden. Denn diese Zwangspause betraf ja nicht etwas Nebensächliches.

Zu Beginn der Liturgiekonstitution, wo es um das Wesen der Liturgie geht, zitiert das Zweite Vatikanische Konzil Ignatius von Antiochien, der Jesus als „Arzt für Leib und Seele" charakterisiert.[3] Wenig später ist von der Liturgie als „Höhepunkt, dem das Tun der Kirche zustrebt", und als „Quelle, aus der all ihre Kraft strömt"[4], die Rede. Insofern hat die Aussetzung öffentlicher Gottesdienste einschließlich der Heiligen Woche die Kirche in ihr spirituelles Herz getroffen.

Bedeutet dieser tiefe Einschnitt etwas? In welche Richtungen wäre hier zu überlegen? Ferner: Welche inneren Maßstäbe sind im „System" wirksam, vor denen dann *dieses* „relevant" war, *jenes* aber „nicht relevant" war? Sind diese Maßstäbe unanfechtbar? Schließlich: Im Jahr 2019 traten aus der evangelischen und katholischen Kirche in Deutschland insgesamt mehr als 500.000 Menschen aus.[5] So unterschied-

lich die Gründe jeweils sein mögen und so unübersehbar es Faktoren gibt, die die Kirchen selbst zu verantworten haben, so klar lautet dann doch das Votum: Kirche ist für sie „nicht mehr relevant."

Betrachtet man beide Phänomene einmal zusammen – den Lockdown und die Austrittszahlen – dann werden Zukunftsüberlegungen auf den unterschiedlichen kirchlichen Ebenen *eines* illusionslos einzubeziehen haben: Die Kirche steht in einem mehrfachen, zunehmenden Sog von „Irrelevanz".

Ein Weckruf?

Trotzdem lässt sich die Frage stellen: Wenn die Kirche sich zu Beginn der Corona-Pandemie bei den zunächst „Irrelevanten" wiederfand, ist diese Klassifizierung dann ausschließlich bedrohlich?

Wenn sie in spezifischer Hinsicht als „nicht nötig" erschien wie etwa auch die Kunst und die Kultur, wie Buchläden, Theater und Konzerte, ließe sich dann nicht einmal darüber nachdenken, ob zu ihrem Herzstück nicht tatsächlich etwas gehört, das *nicht* in der gesellschaftlichen Brauchbarkeit aufgeht?

Von der Dichterin Gertrud Kolmar (1894-1943) stammen die Verse:

„Gott ist nicht brauchbar. Gott bringt
keinen Nutzen, /
Schafft nicht mit eurem Hausgesind."[6]

In nicht geringem Maße verdankt die Kirche ihre zwar rasant schwindende, aber immer noch vorhandene gesellschaftliche Akzeptanz vor allem dem Bereich der Diakonie im weitesten Sinn. In der Hilfe für Menschen in unterschiedlichen Nöten ist sie erkennbar, ist sie nützlich. Schließlich ist es die Bibel selbst, welche die Diakonie als elementaren Bestandteil des Glaubens einfordert: eine Aufmerksamkeit aus dem Glauben kann nicht allein „nach oben" gerichtet werden, sondern hat denen zu gelten, die *heute* unter die Räuber fallen, oder die *heute* hungrig, durstig, fremd oder krank sind (vgl. Lk 10,25-37; Mt 25,31-46). Die Einheit von Gottes- und Nächstenliebe ist ein Kennzeichen biblischen Glaubens (vgl. auch Dtn 6,4f.; Lev 19,18).

Und doch wird die Kirche aufpassen müssen, dass sie sich nicht *allein* unter dem Blickwinkel einer von außen zugestandenen oder von innen geforderten „Bedeutsamkeit" erneuert. Denn „Bedeutsamkeit" ist eine durchaus zwiespältige Kategorie. Was geschieht nämlich, wenn für jemanden oder auch für ganze Gruppen etwas existentiell bedeutsam ist, das dann aber nicht in das Raster der Nützlichkeit oder unmittelbar einleuchtenden Notwendigkeit passt?

Würde ein Maler aufhören zu malen, wenn er kaum seine Bilder verkaufen kann, da diese nicht nach dem Geschmack der Leute sind? Würde ein Dichter nur solche Gedichte schreiben, mit denen die Menschen auf jeden Fall etwas anfangen können? Würden nicht beide, Maler und Dichter, an einem ganz bestimmten Punkt sagen:

„Ich tue das, was ich tue, weil ich es tun *muss*"?

Sie fügen, wenn sie wirkliche Maler und Dichter – und damit Künstler – sind, ihr Tun gerade *nicht* ein in den Zusammenhang einer gesellschaftlich oder politisch eingeräumten „Bedeutung".

Natürlich freuen sie sich über Anerkennung und auch finanzielle Erfolge, aber diese sind nicht der innerste Antrieb ihres Malens bzw. Schreibens.

Gibt es solches ebenfalls noch im Selbstverständnis der Kirche: einen *ersten* Daseinsgrund, innerlich *vor* jedem Zweck und *vor* allen Aufgaben? So würde deutlich: „Es gibt nicht nur den Nutzen, es gibt auch den Segen."[7]

Kann man daher nicht auch allzu verzweifelt auf Bedeutsamkeit gerichtet sein und Anschluss an verschiedenste Lebenswelten suchen, um dann in der permanenten Atemlosigkeit, die sich auf diese Weise mehr und mehr einstellt, jegliches *in sich Ruhende* zu verlieren?

Dieses „in sich Ruhende", das es zu retten gilt, wäre gerade keine reglose Gleichgültigkeit, sondern die ebenso intuitiv gewusste wie demütige Verbindung mit der Quellkraft, aus der die Kirche zutiefst lebt.

Ein Innehalten, das diesen Namen verdient, wäre vonnöten, eine Unterbrechung, welche selbst nicht schon sofort auf ein nächstes Projekt gerichtet ist.

Man kann die Zwangspause durch die Corona-Pandemie als eine Art Betriebsunfall sehen, nach dem es dann doch fast genauso wie vorher weitergeht. Man kann sie als eine Zeit sehen, in der vor allem auch digitale Formen von Teilhabe freigesetzt wurden. Im ersten Fall würde man den Mangel, im zweiten Fall die Chance betonen. Doch in *beiden* Varianten wird ein bewusstes Zulassen von Leere, ein inneres Einverständnis mit der erzwungenen Wüste kaum erkennbar. Es ist, als hieße die Parole jeweils: Hauptsache, es geht weiter, und dies möglichst rasch.

Gäbe es auch andere Möglichkeiten?

Könnte es nicht auch ein offenes Zutrauen in das geben, was man augenscheinlich um jeden Preis vermeiden möchte? Lässt sich ein adäquates Verhältnis zu der insgesamt radikalen Krise der Kirche *allein* durch rasche „Aktionen", vielfältige „Initiativen" und neue „Ideen" finden?

Ein Wort von Simone Weil (1909-1943) kommt einem hier in den Sinn, das in seiner provokanten Knappheit nicht schon deshalb falsch sein muss:

„Darum fliehen wir die innere Leere, weil Gott sich in sie einschleichen könnte."[8]

Heiliger Geist – komm!

„Veni, Sancte Spiritus" / *„Komm, Heiliger Geist"* – so beginnt die Pfingstsequenz.

Es ist ein eindringlicher Flehruf.

Die Eindringlichkeit wird untermauert, wenn in der zweiten Strophe jede der drei Zeilen ebenfalls mit „Komm" beginnt:

„Komm ...,
komm ...,
komm ..."

Es ist ein Ruf aus großer Bedrängnis, ein Sehnsuchtsschrei aus der Not.

Doch wer keine Bedürftigkeit mehr kennt, wer innere Angewiesenheit überdies vor allem vermeidet, wird so nicht mehr rufen. Wer jedoch so nicht mehr zu rufen und zu bitten vermag, dem kommt auch die Wirklichkeit abhanden, die hier erbeten und erhofft wird. Wem nichts fehlt, wer alles ausschließlich selber will, weiß und kann – auf wen hin sollte der bitten, beten, hoffen?

Doch erst hier, in der unentrinnbaren und auch verwundeten Angewiesenheit vermag sich eine von Grund auf erneuernde und so auch heilende Kraft des Heiligen Geistes dem Menschen zu zeigen –

„dem Menschen, der seine Bedürftigkeit anerkennt, der die Eitelkeit, die Anmaßung, die Sicherheit, die Überhebung, den Bettlerstolz von sich tut und sich Gott in seiner nackten Ungeborgenheit und Unversorgtheit vorstellt ...

Es ist der lebendige Gott, der Schöpfergeist, den wir rufen."[9]

Viele Bemühungen um die Zukunft des Glaubens und der Kirche sind verbunden mit der Absicht, hier auch in einer *geistlichen* Weise vorzugehen. Wann aber ist etwas ein wirklich *geistlicher* Prozess, damit er diesen Namen verdient? Zur Bitte um den Heiligen Geist würde vorrangig gehören, innerlich vor allem *leer* zu werden, wie eine Schale, mit der man frisches Quellwasser auffangen will.

Bei einem rein dekorativen Verständnis lassen wir hingegen weder die eigene Not ungeschminkt zu, noch trauen wir dann dem Heiligen Geist eine *eigenständige* Kraft zu, uns als der „andere Beistand" (vgl. Joh 14,16) zu Hilfe zu kommen.

Wenn alle Überlegungen, Konzepte, Positionen und Optionen jeweils mit unangefochtener Selbstgewissheit vorgetragen werden, wo soll da der Geist noch anknüpfen?

Das Ringen in der Kirche um den weiteren Weg für die Zukunft ist aber erst dann ein *geistlicher* Prozess, wenn in diesem Ringen erkennbar ein freier Platz bleibt, eine leere Stelle, ein nicht von „mir" besetzter Raum, eine Wunde, eine klaffende Offenheit – und zwar nicht am Rande, auch nicht gönnerhaft nachträglich behauptet, sondern zuerst und *in der Mitte* aller weiteren Anstrengungen.

Diese Voraussetzung gilt jedoch nicht allein für „die anderen". Sie gilt vielmehr, falls es denn um einen solchen *geistlichen* Prozess gehen soll, gleichermaßen für Gemeinden und Räte, für Laien und Bischöfe, für Frauen und Priester, vor allem gilt sie für *einen jeden selbst*. Erst in einer solchen elementaren Unvoreingenommenheit und Freiheit von sich selbst wäre das gegeben, das bei Ignatius von Loyola (1491-1556) „Indifferenz" heißt.

Damit ist keine allgemeine Haltung der Toleranz oder der Gelassenheit gemeint, sondern das Loslassen von (Vor-)Festlegungen aller Art, um so zu einem „Gleichmut" zu kommen, zu einem „Gleichgewicht der Waage". Von dieser inneren Balance her wäre dann in einem ebenso offenen wie mühsamen Prozess zu erspüren (nicht nur zu erdenken) und dann auch zu erwählen, „was uns *mehr* zu dem Ziel hinführt, zu dem wir geschaffen sind."[10]

Was hier als eine Dynamik(!) zunächst für den individuellen geistlichen Weg gilt, hätte dann auch in einer angepassten Weise für kirchliche Zukunftsüberlegungen eine eigene Bedeutung, jedenfalls für die grundlegenden. Denn erst so würde dem Wirken des Heiligen Geistes der Platz eingeräumt, der ihm gebührt. Unterhalb dieses herausfordernden Niveaus wird sich jedoch schwerlich von einem *geistlichen* Prozess sprechen lassen. Verfügen lässt sich über den Heiligen Geist allerdings nicht, auch nicht in einem spirituellen Gewand.

Trotzdem ist er nicht so fern, wie es manchmal den Anschein hat. Denn er ist schon da – dort, wo man ihn vielleicht zu selten vermutet:

„Wisst ihr nicht, dass ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt?" (1 Kor 3,16)

Im Innersten ergriffen – eine andere Dynamik

In der Kraft des Heiligen Geistes wird die Verbindung der Kirche mit der Quelle, aus der sie schöpft, lebendig. Dort, wo diese Verbindung bis tief hinein in den eigenen Innenraum möglicherweise abgestorben ist, kann sie dann aber auch von ihm her neu ins Fließen kommen:

„Du Beistand, den der Vater schenkt,
aus DIR strömt Leben, Licht und Glut ..."[11]

Mit der Frage nach der Quelle des Glaubens und nach dem tiefsten, inneren Daseinsgrund der Kirche ist ein heikler Punkt berührt. Denn wo haben dann alle nur eigenen Gestaltungswünsche, Prioritäten und Vorstellungen zu schweigen, und wo behalten sie ihr Recht?

An diesem neuralgischen Punkt wird über das geistige Vorzeichen entschieden, unter dem die Kirche, aber auch jeder einzelne Getaufte, um die Zukunft ringt.

Mit diesem Vorzeichen entscheidet sich dann nämlich, ob der Weg in nervöser Verkrampfung oder in erlöster Zuversicht gegangen werden kann.

Edith Stein (1891-1942) hat einmal formuliert:

„Gott annehmen heißt, sich Gott im Glauben zuwenden oder 'zu Gott hin glauben', Gott zustreben. So ist der Glaube ein Ergreifen Gottes. Das Ergreifen aber setzt ein Ergriffenwerden voraus: wir können nicht glauben ohne Gnade."[12]

Dieses *voraus*gehende „Ergriffenwerden" bleibt dem Zugriff des einzelnen wie der Kirche entzogen. Und doch ist es, wenn man es anerkennt, fortan der Dreh- und Angelpunkt, denn hier wird sowohl dem Glauben wie auch der Kirche eine Art innere Gravur von prinzipieller Tragweite eingeprägt:

„Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt …" (Joh 15,16a)

Im fehlenden Bewusstsein für diese innere Abfolge hat manche atemlos wirkende kirchliche Betriebsamkeit ihren Grund.

Daher ist an das Wort Jesu zu erinnern: „Bleibt *in* mir, und ich bleibe *in* euch" (Joh 15,4a). Es ist ein Wort, das aus der ständigen Angespanntheit erlöst.

Es ist ein inniges, in der Tiefe ruhendes Wort, keine hektische Parole, kein überanstrengter Appell.

In diesem Wort liegt ein Friede, als vernehme man zugleich die Zusage aus dem letzten Vers des Matthäus-Evangeliums: *„Und siehe, ich bin mit euch alle Tage bis zum Ende der Welt." (Mt 28,20b)*

Dieses bergende Wort will auch jeweils *„in mir"* ruhen, in jedem Menschen, dessen Sinn dafür empfänglich ist. Wer sich diesem Wort öffnet und in wem es ruht, der erkennt den Primat an, der darin festgehalten ist.

Etwas von diesem Frieden kann man daher auch bei anderen verspüren – bei denen, die auf solch ruhige, stille, innige Art in dieser Beziehung verankert sind, oft ohne dass sie es eigens bedenken.

„Wer **in** *mir bleibt" – so heißt es dann weiter –, „und* **in** *wem ich bleibe, der bringt reiche Frucht; denn getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen." (Joh 15,5)*

Das ist eine Fruchtbarkeit, die von innen kommt und nach außen durchlässig wird: still und sichtbar, jedoch ohne rastlos eingeforderte spektakuläre Ergebnisse.

Um diesen Primat geht es sowohl im Glauben wie auch in einer radikal erneuerten Gestalt der Kirche. Denn er hält wach, dass am Ursprung eine Beziehung steht, eine Begegnung, und sei sie nur umrisshaft erahnt, die dann aber im Laufe des Lebens und bisweilen auf sehr langen Umwegen wachsen kann.

„Ohne diesen höchsten, überwältigenden Primat des lebendigen Gottes, der uns einfordert, seinen Willen unserem Herzen vorstellt, damit es in Freiheit Ja oder Nein antworte, gibt es keinen lebendigen Glauben."[13]

Präsenz, die in sich ruht

Die Kirche – jenseits von gesellschaftlichem Funktionswert und anerkanntem Nutzen, eingereiht bei den „Irrelevanten", weitgehend stillgelegt wie Museen, Theater, Konzertsäle, Galerien und Buchläden. Ist das ein Albtraum, ein Schock, den es möglichst schnell wieder loszuwerden gilt? Oder ließe sich hier auch anderes freilegen: eine Ahnung, eine Spur, die nicht dem Defizitären verhaftet bleibt?

„Nehmt nichts mit auf den Weg, keinen Wanderstab und keine Vorratstasche, kein Brot, kein Geld und kein zweites Hemd!" (Lk 9,3).

Bevor man dieses Wort Jesu an die Zwölf – und heute an jeden einzelnen in der Kirche – zu vorschnell als naiv und nicht so gemeint beiseite schiebt, ließe sich dann doch eine Sinnspitze heraushören:

Was ist inzwischen alles zu viel?

Dazu müssen ja nicht allein das äußere Gepäck und die materielle Ausstattung zählen. Viel größere Aufmerksamkeit ist unter Umständen dem geistigen Ballast zu widmen, den Anspruchsniveaus nach innen und nach außen, dem Übermaß an Erwartungen unterschiedlichster Couleur, den institutionellen Lähmungen und manchen Selbstbehauptungsenergien.

Auch hier steht dann die Frage im Raum, worauf wir unser Vertrauen gründen; in der Antwort darauf kommt man dann um eine grundlegende, schmerzhafte Unterscheidung der Geister nicht herum: Woran hängt der eigene Glaube, der gemeinsame kirchliche Glaube? Was macht ihn womöglich bleischwer? Sind ihm die Flügel verlorengegangen? Wäre die Kirche insgesamt also auch „leichter" vorstellbar, „befreiter", in einem tiefgründigen Sinn auch „unbeschwerter"?

Zu denken ist an eine Art kirchlicher Präsenz, die *nach* einer noch ausstehenden,

langwierigen Metamorphose vor allem „einfach" wäre und, da sie der eigenen Quelle gewiss wäre, „in sich ruhte".

Entsprechend hätte eine solche Präsenz eine Wirkkraft eigener Art: Sie wäre wie eine blühende Blume in einem leeren Raum. Dass sie, als Blume, diesen Raum zu beleben vermag, wäre ihr nicht bewusst. Ein Wissen darüber, warum sie *so* wirkt, wollte sie erst gar nicht erlangen. Denn wüsste sie um ihre Wirkung, liefe sie Gefahr, diese nun auch planmäßig herbeiführen zu wollen. Das aber wäre der Tod dieser Art von Präsenz.

Die Absichtslosigkeit würde umgebogen in Berechnung.

Eine Präsenz, die in sich ruht, ist wehrlos, sie bleibt verletzlich.

Sie gibt Raum und hat Freiheit im Sinn.

Eine in sich ruhende Präsenz ist ohne Finessen.

Die Präsenz, die auf diese Weise vor Augen tritt, lebt vom Innen-Wissen.

Sie kommt ohne ständige, angestrengte Selbstbebilderung aus.

Sie ist leer – fähig zum Echo.

Einen Widerhall findet sie im Innenraum der anderen, ohne Nötigung.

Solche Präsenz wäre karg und gefährdet, doch von einer stillen Schönheit:

„Was blühen muß, blüht
in geröll auch und gestein
und abseits jedes blickes"[14]

... da ist Freiheit – ein Ausblick

„Nicht systemrelevant" – könnte sich hier auch ein Weg andeuten, der, nach einem ersten Schock, nicht allein durch Verlustanzeigen und Schmerz bestimmt ist, sondern allmählich *hinaus*führt aus einer komplexen Gefangenschaft, an die man sich gewöhnt hatte?

Zu Beginn seiner Passion knüpft Jesus nochmals an die Aussendung der Jünger an und fragt sie: „Als ich euch ohne Geldbeutel aussandte, ohne Vorratstasche und ohne Schuhe, habt ihr da etwa Not gelitten?" Die Antwort der Jünger ist ebenso knapp wie tröstlich: „Nein." (vgl. Lk 22,35) Es hat ihnen nicht am Elementaren gefehlt.

Die Sendung Jesu ist eine Sendung mit leichtem Gepäck. Denn es kommt auf anderes an, wenn wir spirituell bei Kräften bleiben wollen.

„[Der Vater] wird euch einen *anderen* Beistand geben, der für immer bei euch bleiben soll." (Joh 14,16)

Das ist der Grundtenor der Abschiedsreden Jesu im Johannes-Evangelium. Wie eine Verstehenshilfe dazu erinnert Paulus im Brief an die Gemeinde in Ephesus daran, dass „ ... Gott ... gemäß *der Macht, die in uns wirkt*, unendlich viel mehr tun kann, als wir erbitten oder erdenken ..." (Eph 3,20). Entscheidend ist hier: Glauben wir, dass es solche Anwesenheit gibt, *die in uns wirkt*, und steht die Kirche zu dieser Wirklichkeit noch in einem vitalen Kontakt?

In der Osternacht heißt es beim Propheten Ezechiel:

„Ich gebe euch ein neues Herz, und einen neuen Geist gebe ich in euer **Inneres***." (Ez 36,26a).*

In der Pfingstvigil ist dann zu hören, wie Ezechiel dem Volk Israel, das in seiner Hoffnungslosigkeit mit ausgetrockneten Gebeinen verglichen wird, im Namen Gottes sagen soll:

„Siehe, ich selbst bringe Geist in euch, dann werdet ihr lebendig" (Ez 37,5b).

Mit „Geist" ist hier nicht das Assoziationsfeld von Kopf, Intellekt und klugen Gedanken aufgerufen, sondern eine Dynamik, die auf neue Weise Leben weckt und Hoffnung schenkt. So wie der Atem uns erst das Leben ermöglicht, auch wenn wir ihn nicht sehen, so ist es der Geist, der Heilige Geist Gottes, der als eine göttliche Energie *in uns* wirkt. Ohne ihn ist die Kirche spirituell tot, in Anlehnung an das plastische Bild beim Propheten Ezechiel:

- ein unansehnliches Gebilde von ausgetrockneten Gebeinen.

Daher ist das Pauluswort zu beherzigen:

„Löscht den Geist nicht aus!" (1 Thess 5,19) – – –

In diesen Überlegungen ist betont vom Heiligen Geist und seiner Wirkmöglichkeit die Rede. Darin ist die Erkenntnis einbeschlossen, dass ein Wandlungsprozess der Kirche, der den elementaren Fragen zur Innenseite des Glaubens zu wenig Aufmerksamkeit schenkt, nicht tief genug reicht.

Das Vertrauen in die Kraft des Heiligen Geistes wäre zudem in der Lage, aus der beständigen Gefahr, sich in sich selbst zu verkrampfen, hinauszuführen in eine andere Weite – denn: *„Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit" (vgl. 2 Kor 3,17).*

Anmerkungen:

1 Die biblischen Zitate folgen der revidierten Einheitsübersetzung von 2016.
2 Lumen Gentium (LG), Art. 1.
3 Sacrosanctum Concilium (SC), Art. 5.
4 SC, Art. 10.
5 Vgl. Pressemeldungen vom 27. Juni 2020.
6 Aus dem Gedicht *Gott*. In: Das lyrische Werk. Gedichte 1927-1937. Göttingen 2003, S. 422.
7 Josef Pieper: Muße und Kult. Neuausgabe (1. Auflage 1948). München 2007, S. 80.
8 Dies.: Zeugnis für das Gute. Traktate, Briefe, Aufzeichnungen. München 1990, S. 195.
9 Alfred Delp (1907-1945) in einer Meditation zur Pfingstsequenz. In: Gesammelte Schriften, Bd. IV: Aus dem Gefängnis. 2. Auflage. Frankfurt am Main 1985, S. 266.
10 Ignatius von Loyola: Geistliche Übungen, Nr. 23 (Prinzip und Fundament). Hervorhebung W. K. Es geht darum, die innere Berufung für das eigene Leben (d. h. den Willen Gottes) zu erkennen und den Weg zu wählen, der ihr mehr entspricht. Vgl. dazu: Peter Köster: Zur Freiheit befähigen. Kleiner Kommentar zu den Großen Exerzitien des heiligen Ignatius. 2. Auflage. Leipzig 2000, S. 17-25.
11 Gotteslob (2013), Nr. 342,2. Hervorhebung W. K.
12 Aus: Endliches und Ewiges Sein. Zitiert nach: Waltraud Herbstrith (Hrg.in): Edith Stein. Aus der Tiefe leben. München 1988, S. 186.
13 Madeleine Delbrêl: Wir Nachbarn der Kommunisten. Diagnosen. Einsiedeln 1975, S. 268.
14 So das Gedicht ROSTBLÄTTRIGE ALPENROSE von Reiner Kunze. In: Ders.: lindennacht. gedichte. Frankfurt am Main 2007, S. 41.

Susanne Tillmann

„Staunenswert sind deine Werke" – und meine auch ...

oder wie ich meinem Traum vom „Kirchenatelier" auf die Sprünge helfe

Kirchenchöre gibt es viele – zumindest zu „normalen" Zeiten, offene Kirchenateliers bisher nur punktuell. Doch wie es Menschen gibt, die gerne singen oder Sport treiben, gibt es Menschen die gerne malen. Und wie das Singen oder Tanzen zum Gebet werden kann, so kann dies auch das Malen werden. Seit über 10 Jahren organisiere ich im Rahmen meiner Arbeit in der Behinderten- und Psychiatrieseelsorge schöpferische Tage und Ausstellungen, inklusiv (für Menschen mit und ohne Behinderungen), mit sehr guter Resonanz auch bei Menschen, die nicht mehr gemeindeorientiert sind. Im Fokus dieser Tage und Ausstellungen steht die persönliche Auseinandersetzung mit biblischen Texten und Themen. Mein Ansatz schöpferischer Seelsorge richtet sich an Menschen, die das Malen als Ausdrucksmittel für sich entdeckt haben, Lust haben, ihr Leben im Kontext christlich-religiöser Botschaft mit Hilfe von Pinsel und Farben zu reflektieren und somit in einen größeren Bedeutungszusammenhang zu stellen und bereit sind, aufgrund Ihrer eigenen Erfahrungen die Botschaft der Bibel mit neuen, eigenen Bildern zu erzählen und somit weitere Facetten der biblischen Erzählungen aufzuzeigen. Die Malerei kann so nicht nur die eigene Identität stärken, sondern auch zum Gebet werden. Die Bilder wiederum eröffnen neue Deutehorizonte, die auch für andere Menschen interessant sein können. Sie geben die Möglichkeit das Eigene distanziert zu betrachten. Das Zeigen dieser Bilder ermöglicht Resonanz, die hilft,

Bild: Susanne Tillmann, Frauenkreuz (Mischtechnik mit Gipsbinden)

aus der Einsamkeit herauszutreten. Sie ermöglicht Annahme und Anerkennung dessen, was ist. Durch die Möglichkeit, Bilder in einer Kirche zu präsentieren, wird der Resonanzraum auf Gott hin geöffnet. Es entsteht ein „trialogischer Resonanzraum".

So entstand die Idee eines Kirchenateliers. Inklusiv und nicht exklusiv sollte es sein und für alle offenstehen, die Lust zur kreativen Auseinandersetzung mit Lebens- und Glaubensthemen haben.[1]

Manchmal sind es gerade die Erfahrungen von Krankheit, eigener Verletzbarkeit und Barrieren, die uns zur kreativen Auseinandersetzung herausfordern – manchmal ist es das überwältigende Erleben von Schönheit, das Innehalten und Staunen darüber. Und dann wieder gibt es den inneren Drang in manchen Menschen, sich nicht allein durch Worte zum Ausdruck zu bringen, sondern durch Formen und Farben auf Papier oder Leinwand oder ... Menschen, die Singen, treffen sich in Chören – Menschen, die Sport treiben, oft im Verein – Menschen, die Malen, sind meist auf sich gestellt. Die meisten kirchlichen Angebote sind auf Gemeinschaft hin ausgerichtet und so scheint es wenig verwunderlich, dass es zwar sehr viele Kirchenchöre gibt, doch das spirituelle Angebot für schöpferische Menschen sich meist eher auf Kommunionkinder bezieht oder auf „professionelle" Kunstschaffende.[2] Dabei kann gerade auch eine Kirche als Resonanzraum für schöpferische Werke neue Sichtweisen auch auf unseren Glauben hin eröffnen.

Das Kirchenatelier: Werkstatt und Wandlungsort

Mit einem „Kirchen*atelier*" verbindet sich hier – anders als sonst meist[3] – nicht allein die Vorstellung, dass ein Kirchenraum als Ausstellungsraum für Kunstwerke dient. Es geht auch nicht um die Frage, ob etwas wirklich Kunst ist oder nicht. Ein Atelier ist eine Werkstatt, ein Raum für schöpferisches Tun, in dem Altes verarbeitet, weiterentwickelt und Neues entstehen kann. Nicht das fertige Werk ist im Focus, sondern eher ein dynamischer Prozess im Werden. Ein Atelier ist somit auch ein Freiraum. Es kann ein persönlicher Rückzugsort sein, in dem in der Stille Regenerierung, innere Klärung und die Erfahrung der eigenen Schöpfungskraft geschehen können. Ein Gemeinschaftsatelier hingegen bietet Möglichkeiten des Austauschs, der Anregung und der gegenseitigen Bereicherung. Beides hat seinen Wert.

Der Begriff *„Kirchen*atelier" erinnert daran, auch die Kirche als Werkraum zu begreifen: unfertig und offen, als einen Ort der Wandlung, an dem Altes tradiert und Neues entwickelt werden kann. Thematisch geht es, wie in anderen Kirchenräumen auch, um die Auseinandersetzung mit den alten biblischen und somit menschheitsgeschichtlichen Themen, aber auch um das, was uns heute zweifeln, hoffen und glauben lässt. Dieses Kirchenatelier greift die

schöpfungstheologische Vorstellung auf, dass sich Gottes Schöpfung nicht nur in seinen Geschöpfen zeigt, sondern sich im schöpferischen Tun des Menschen selbst weiterentwickelt. Im Glaubensbekenntnis beten wir: „Wir glauben an den einen Gott ..., der alles geschaffen hat, Himmel und Erde, die sichtbare und die unsichtbare Welt..." Die Vorstellung, dass es einen Gott gibt, der die Welt erschaffen hat und der durch die Zeiten hindurch immer wieder aktiv ist, ist uralt und vermutlich ebenso alt wie die menschliche Vorstellung, dass wir Menschen mit eben diesem Gott in Kontakt treten können. Das Bedürfnis des Menschen, eben dies zu tun, hat ihn im Laufe der Jahrhunderte zu den großartigsten Bauwerken, Musikstücken, Bildern und Texten befähigt, zu Werken die uns durch die Zeiten hindurch staunen lassen, weil sie eine Ahnung von Transzendenz spürbar werden lassen. Ein Kirchenatelier will genau dieser Schöpfungskraft Raum geben.

Menschliche Leiderfahrungen wahrnehmen und kreativ verarbeiten

Vermutlich ist es kein Wunder, dass sich gerade im Rahmen der Behinderten- und Psychiatrieseelsorge diese Form der Seelsorge für mich eröffnet hat. Im Glaubensbekenntnis beten wir weiter: „... er hat Fleisch angenommen ... und ist Mensch geworden ..., hat gelitten und ist begraben worden, er ist auferstanden ... und wird wiederkommen". Wir bekennen hier, dass Gott Mensch wird in Jesus Christus. Ein Mensch, der nicht allein die Nähe des Reiches Gottes verkündet hat, sondern durch seine Art der liebevollen Begegnung diese Nähe erfahrbar gemacht hat, der selbst fürchterlich gelitten hat, gestorben ist und wiederkommen wird (wie auch immer), auch um uns Menschen heute nicht alleine zu lassen. Dieser urchristliche Glaube ist gerade für Menschen in Krisensituationen, die mir natürlich nicht nur während meiner Arbeit in der Psychiatrieseelsorge begegnen, ganz wichtig. Orte zu schaffen, an denen auch das menschliche Leid Platz hat, wahr- und angenommen wird und im besten Falle gewandelt werden kann, ist m. E. eine wichtige Aufgabe von Kirche. Ohne die je ganz persönlichen Erfahrungen, mit dem eigenen Leid gesehen und angenommen zu werden, einen Raum der Verarbeitung zu finden, in dem auch innere Wandlungen geschehen können, ist der christliche Glaube letztlich nicht vermittelbar. Die Erfahrung hingegen, dass Gott auch im eigenen Leben wirkmächtig ist, eröffnet neue kreative Horizonte: „Wir glauben an den Heiligen Geist, der ... lebendig macht ... Wir erwarten ... das Leben der kommenden Welt." Die Sehnsucht nach Lebendigkeit und einem Leben in Fülle ist gerade bei Menschen, die all dies verloren haben, verständlicherweise besonders groß. Doch wie gelingt es, sich selbst lebendig und erfüllt zu fühlen, wenn das eigene Leben immer wieder brüchig erscheint oder gerade gefühlt in Scherben liegt? Natürlich kann auch keine noch so gute Seelsorge Depressionen heilen. Aber wir können die lebendigen Fäden aufgreifen, die im Menschen angelegt sind, Gaben, die jedem Menschen zu eigen und vielleicht nur gerade verschüttet sind. Diese Gaben können bei Anwendung die eigenen Lebensenergien fördern, anderen zu Gute kommen und vielleicht sogar etwas von Gottes Geist selbst offenbaren. Und eine dieser Gaben ist die Malerei.

Durch Corona ist zurzeit vieles nicht möglich. Um Menschen dennoch einen Resonanzraum zu eröffnen, versuche ich online eine Art Kirchenatelier aufzubauen.

Konkrete Ideen zum Kirchenatelier

In den nächsten Jahren wird es viele innerkirchliche Veränderungen geben und vermutlich werden die vorhandenen Ressourcen eher geringer sein. Dennoch träume ich weiter von einem konkreten Ort – nicht nur im Internet und nicht nur an einzelnen Tagen an wechselnden Orten, sondern konkret und fest an einem Ort. Denn ich bin fest davon überzeugt, dass ein

entsprechendes Angebot, nicht nur für die Teilnehmenden, eine Bereicherung ist. Vielleicht ließe sich ein Kirchenatelier aufbauen – in dem sich Menschen mit und ohne Behinderungen auf schöpferische Weise mit biblischen Texten auseinandersetzen und zum Gottesdienst zusammenkommen. Neben Einzelpersonen, (s. o.) die sich mit ihren je eigenen Erfahrungen einbringen und für sich persönliche Stärkung, Anregung und Resonanz erhoffen, wäre das Atelier auch ein Ort für:

- gemeindliche Gruppen (z. B. im Rahmen der Erstkommunion-, oder Ehevorbereitung, in Trauergruppen etc.), die sich im Rahmen besonderer Tage mit biblischen Themen auf kreative Weise auseinandersetzen wollen (Entlastung für andere Gemeinden)
- Multiplikatoren in der Seelsorge, nicht nur zum Erlernen neuer Methoden, sondern auch als Raum zur Verarbeitung und Weiterentwicklung kirchlich relevanter Themen im Rahmen kreativer Prozesse (Freiraum, der Neues möglich macht)

Neben einem Großprojekt (z. B. neue Bebilderung der Bibel, Bebilderung eines Buches durch verschiedene Künstler und andere Maler/innen) könnte auch das jeweilige Sonntagsevangelium im Rahmen eines wöchentlichen Angebots bebildert werden: Im Vorfeld (die Bilder könnten dann im Rahmen des Gottesdienstes je nach Bedarf eingesetzt werden) oder als Nachklang und Verarbeitung.

Das Atelier könnte ein Ort des inklusiven – voneinander – Lernens werden, an dem sich Menschen mit und ohne Behinderungen begegnen, die ihre je eignen Erfahrungen und Kompetenzen mit einbringen im gemeinsamen schöpferischen Tun, Malen, Schreiben und Beten.

Design und Kunst: Gaben entfalten, das Leid nicht verdrängen und auf Wandlungskräfte hoffen

Es erscheint vielversprechend, wenn menschlichen Charismen mehr Raum gegeben werden soll. Christian Hennecke und Gabriele Viecens entwickeln unter der Überschrift „Gottes Design entdecken – wie der Geist weht, wo er will“[4] einen gabenorientierten pastoralen Ansatz, in dem es darum geht das „Design Gottes“ in den Ausprägungen der verschiedenen Charismen zu entdecken. Design ist schön, funktional und hat eine Anziehungskraft. Viele Menschen schätzen es, wenn Sie ihre Gaben einbringen können. Ob dies in der jetzigen Situation unserer Kirche reicht, Menschen wieder für Glauben und Kirche zu begeistern oder ob es nicht vielmehr auch um die Entdeckung der „Kunst Gottes“ auch im Kreuzesgeschehen gehen muss, um verloren gegangenes Vertrauen zurück zu erlangen, mag hier zu weit führen. Doch Kunst ist nicht immer schön, sie kann sich auch mit den Abgründen menschlichen Lebens auseinandersetzen, macht diese sichtbar und hat im besten Fall eine transformierende Wirkung. Meinem Gefühl nach sind nicht nur viele Menschen, die ich begleite an einem Punkt angelangt, an dem es nicht reicht, wenn Sie ihre Gaben einbringen dürfen. Manche haben keinen Zugang mehr zu ihren Gaben oder ihnen fehlen Mut und Kraft, diese für sich und andere einzusetzen, gerade auch weil sie Missbrauch, Ausgrenzung und Diskriminierung erfahren haben. Das Wecken der eigenen kreativen Gaben in einem geschützten Raum kann dazu führen, wieder einen besseren Zugang zu sich selbst und zu den eigenen Gaben zu finden. Meinem Eindruck nach wurde in den letzten Jahren zunehmend deutlich, dass auch „unsere Kirche“ an einem Punkt angelangt ist, an dem Design zu wenig ist, sondern an dem es darum geht, sich eben auch jenen eigenen Abgründen zu stellen, um Vertrauen zurück zu gewinnen. Vielleicht könnte ein Kirchenatelier hier einen kleinen Beitrag zumindest an einem Ort leisten.

Anmerkungen:

1 Mein schöpferischer Ansatz in der Seelsorge entwickelte sich über lange Strecken vor allem aus der Resonanz des Alltags heraus durch Gespräche mit Menschen, die ich begleitet habe, mit Unterstützung von Ehrenamtlichen und in Kooperation mit anderen Trägern. Der berufsbegleitende Weiterbildungskurs - „Pflügt euch Neuland" (Jer 4,3). Innovationen in der Pastoral – unter Leitung von Irmgard Conin, Prof. Dr. Patrik C. Höring und Frank Reintgen gab mir die Möglichkeit diesen Ansatz zu reflektieren und in Richtung „offenes Kirchenatelier" weiterzuentwickeln. Konkretisiert und weiter ausgearbeitet wurde die Idee des „offenen Kirchenateliers" in einer Inspirithub-Gruppe im COLABOR Ehrenfeld zusammen mit Gundula Dinter, Regina Figalist und Dr. Benedikt Peter. Hierzu: www.inspirithub.de.

2 Zu diesem Verständnis von Kunst: „Die Beziehung zwischen außergewöhnlichen künstlerischen Arbeiten und der alltäglichen Kunst können analog des Verhältnisses von Spitzensport und Breitensport als gegenseitiges Bedingungsverhältnis gesehen werden: Ein verbreitertes Bewusstsein für die künstlerische Dimension jeder Lebensgestaltung fördert künstlerische Höchstleistung und umgekehrt regt die Begegnung mit ‚hehrer' Kunst auch die künstlerische Anlage aller Menschen an. Beide brauchen und fördern einander." P. F. Schmid: „Kunst gibt nicht das Sichtbare wieder, sondern macht sichtbar.", in: Diakonia 35 (2004), S. 381-386 (S. 382).

3 Eine schöne Ausnahme bildet das Projekt „Kirchenatelier" in der Evangelischen Thomaskirche in Düsseldorf Mörsenbroich, Dezember 2015 bis Dezember 2016. Hierzu: Lucke, Sabine: Die Kirche als Atelier. Über ein inklusives, schöpferisches Projekt zwischen Kunst und Kirche. Düsseldorf 2017

4 Henneke, Christian; Viecens, Gabriele: Gottes Design entdecken – wie der Geist weht, wo er will. Theologie und Praxis einer gabenorientierten Pastoral. Würzburg 2017.

Literaturdienst

Jan Heiner Tück: Die Beschneidung Jesu. Was sie Juden und Christen heute bedeutet. Freiburg i.Br. 2020, 407 S.; ISBN 9783451386435.

Beschneidung Jesu – als gäbe es für und in der Kirche kein drängenderes Thema, mag es dem ein oder der anderen entweichen. Aus vielleicht vergleichbaren Gründen scheinbar mangelnder Relevanz fehlt das Fest im liturgischen Kalender der nachkonziliaren Zeit.

Während das Motiv Beschneidung innerkirchlich verschwand, tauchte es aber gesellschaftspolitisch in einer scharf geführten Auseinandersetzung darüber auf, ob denn die Beschneidung kleiner (muslimischer) Jungen nicht eine Körperverletzung darstelle. Nachdem das Landgericht Köln im Mai 2009 so entschied, entbrannte eine heftige Debatte. Die jüdischen Gemeinden waren faktisch mitbetroffen; auch die katholischen Bischöfe solidarisierten sich umgehend mit Muslimen und Juden und reklamierten eine positive Religionsfreiheit i.S. freier öffentlicher Praktizierung des je Gebotenen. Wegen der Virulenz der Debatte befasste sich der Bundestag damit. Er verabschiedete ein Gesetz, das zwischen Kindeswohlgefährdung auf der einen Seite und Religionsfreiheit wie vor allem Elternverantwortung auf der anderen zugunsten letzterer die Beschneidung erlaubt; einzige Auflage: Sie muss professionell durchgeführt werden. Nach der Einschätzung des Religionswissenschaftlers und Judaisten Bodenheimer steht diese juristische Toleranz allerdings „auf wackligen Füßen". Schließlich gründet die Bestreitung der Beschneidung in einer sich – zunehmend – säkular verstehenden Gesellschaft, der ein Sinn für (solche) religiösen Riten und ihre Bedeutung weithin fehlt, wenn er denn nicht mit einem unterkomplexen Begriff individualistischer Freiheit einhergeht (Spaemann). Das Thema wie die Grundproblematik, in die es eingebettet ist, bleiben also weiterhin präsent.

Deshalb ist es erfreulich und hilfreich, dass der Wiener Dogmatiker J. H. Tück Vertreter nicht nur unterschiedlicher theologischer Disziplinen wie solche der Bibelwissenschaft, Liturgie und Dogmatik versammelt hat, sondern auch einen Kunsthistoriker, Philosophen, Juristen, einen Judaisten, Talmudspezialisten wie eine Rabbinerin, die zugleich Ärztin ist, um die Thematik interdisziplinär zu beleuchten. So kann letztere, A. J. Deusel, erfreulich nüchtern z.T. bizarr

anmutende Ängste angesichts des doch medizinisch kleinen Eingriffs zerstreuen ... Kardinal Kasper hat ein Geleitwort geschrieben.

Vorab: Es handelt sich um einen sehr gründlich erarbeiteten Band, der eine Basis für alle weiteren Diskussionen zur Problematik darstellt. Denen, die nicht die Zeit finden, alle Artikel zu lesen, sei der groß angelegte Aufriss der Thematik durch Tück vor allem empfohlen. Im Interesse, die Beschneidung als „Zeichen gegen die Israelvergessenheit der Kirche" stark zu machen, vergewissert er sich der jüdischen Bedeutung der Brit Mila, der Sicht von Jesu Beschneidung nach Lukas wie den Kirchenvätern; beleuchtet ihr scholastisches Verständnis als „Sakrament" des Alten Bundes, um sich mit dem Namen Jesu wie der mariologischen Bedeutung des aktuellen Festes dem Profil eines erneuerten Fests der Beschneidung Jesu zu nähern. Hat er eingangs auf die antijüdischen Hypotheken des traditionellen Fests aufmerksam gemacht, schließen Argumente für seine erneuerte Einführung den Artikel ab.

Während die muslimische Perspektive ausgespart bleibt, sind sich die christlich-theologischen Autoren darin einig, dass mit der Streichung des Fests der Beschneidung des Herrn aus dem liturgischen Kalender ein bedeutsames „Zeichen gegen die latente Israelvergessenheit der Kirche" (Tück) verloren gegangen ist. Schon 2009 wurde deshalb von zwei Schweizer Jesuiten eine Petition für die Wiedereinführung des Fests in Rom vorgelegt, die heute, wenn ich recht sehe, zunehmend Unterstützer findet. Sie ist abschließend dokumentiert und von einem ihrer Autoren, C. Rutishauser, kommentiert. Ergänzt wird dies durch die Skizze eines Messformulars. Sofern sich die Autoren dieses Sammelbands dazu äußern, votieren auch sie für eine erneute Einführung des Festes, das aber – auch das scheint mittlerweile Konsens – zuvor gründlich von seinen judenfeindlichen Hypotheken befreit sein müsste. Eindrücklich bestätigt wird dieser Befund durch von B. Brinkmann mit Belegen aus der Kunst des Mittelalters und der Renaissance.

Mit einer Wiedereinführung eines erneuerten Fests der Beschneidung gewinnt nicht nur die Liturgie des Weihnachtsfestkreises größere Schlüssigkeit zurück. Im selben Zug gewinnt das christliche Glaubensbewusstsein an Klarheit: über die Inkarnation als *Jude*werdung Jesu. Verdeutlicht wird so ein antignostisches und -markionitisches Profil des Glaubens. Schließlich beförderte ein erneuertes Fest die innerchristliche Ökume. Kennt doch die Ostkirche das Fest bis heute.

Aus den sämtlich instruktiven Beiträgen sticht der des jüdischen gelehrten D. Krochmalnik heraus, der, wie schon im ersten Satz klargestellt, „mit Wut im Bauch" schreibt. Er referiert Zeugnisse der Shoah: solche, in denen jüdische Männer an der Beschnittenheit, ihrem „fälschungssichere(n) Ausweis" identifiziert und danach deportiert wurden. „Da kann man sehen, wohin die Beschneidung im Extremfall führt – nach Treblinka!" (281). Er berichtet von einer Mutter im Durchgangslager Lemberg-Janowska: In einer laufenden „Kinderaktion", also deren Deportation, beschneidet sie ihr männliches Neugeborenes, bevor sie es dem deutschen Wachmann aushändigen musste... „Beschneidungsmärtyrer", die Juden heute ein zusätzlichen „Verpflichtungsgrund" zur Praktizierung des Bundeszeichens geben: ein Argument, das in der gesellschaftspolitischen Debatte keine Rolle spielte, allerdings auch von kirchlicher Seite nicht ins Feld geführt worden war.

Es zeigt, wo wir stehen: Heute bleibt es einem jüdischen Gelehrten überlassen, an die Auschwitz-Konnotationen der Beschneidung zu erinnern. Wann aber wird es (auch) christliche Theologie übernehmen, diese Erinnerungen mitzutragen, in ihr Denken und Glauben aufzunehmen und in Diskurse einzutragen? Deshalb sei die "Einmischung" ins Messformular erlaubt: Das sieht als alttestamentliche Lesung die Beschneidung Abrahams (Gen 17) oder Lev 12 vor. Wäre nicht auch der „Märtyrerbericht" 2 Makk 6.1-12 passend? Zu Gehör und ins christliche Bewusstsein brächte er die gelebte Verbindlichkeit des Abraham gebotenen Bundeszeichens *bis heute*.

Paul Petzel

Michael Kappes/Ulrike Link-Wieczorek/Sabine Pemsel-Maier/Oliver Schuegraf (Hg.): Basiswissen Ökumene. Band 1: Ökumenische Entwicklungen – Brennpunkte – Praxis (Paderborn 2018. ISBN 978-3897107212, 550 S.) und Band 2: Arbeitsbuch und Materialien (Paderborn 2019. ISBN 978-3897107199, 516 S.).

„Diese Neugier auf ein genaueres Kennen- und Verstehenlernen der anderen christlichen Konfessionen wachzuhalten und zu weiteren Schritten in der Ökumene im Zugehen auf den Dritten Ökumenischen Kirchentag 2021 zu ermutigen, ist das besondere Anliegen dieses Buches." So schildert der Text auf dem Buchrücken zu Band 1 die Intention des Autorenteams hinter dem zweibändigen Werk. Dabei geht es nicht nur um eine Ökumene zwischen Katholiken und Protestanten. Das wird auch durch die multila-

terale Mischung von Autoren deutlich. Es gibt eine Vielfalt an Konfessionen. Das zeigt die Geschichte der Kirchenspaltungen ebenso wie die Geschichte der Ökumenischen Bewegung, die hier gelungen dargestellt werden. Dass die Bücher jeweils mit einem Kapitel zur Historie der Ökumenischen Bewegung beginnen, scheint programmatischen Charakter zu haben. Zum einen stellt dies die Tradition und den hermeneutischen Rahmen dar, in dem auch die Bücher selbst stehen. Zum anderen ist die Bewegung von dem Gedanken getragen, dass die Christen mehr eint als trennt. Diesen Impetus und die Freude über das Entdecken der Gemeinsamkeiten merkt man den Büchern auch inhaltlich an. Der Schwerpunkt wird vermehrt auf das schon Erreichte gelegt, nicht auf das, was noch trennt. Dazu passt auch, dass der großen Streitfrage um das kirchliche Amt, die sich als „der ‚harte Kern' der konfessionellen Lehrunterschiede herausgestellt hat" (31), im einführenden Teil nur 4 Seiten im Rahmen des Kapitels um ekklesiologische Fragen eingeräumt wird. Statt sich in diese Diskussionen zu vertiefen, denen bereits einiges an Literatur gewidmet ist, liegt der Focus vielmehr auf dem praktischen Ausblick, welche Aufgabenfelder der Zusammenarbeit es geben kann.

Die beiden Bände sind je in 14 Kapitel gegliedert, die einen guten Einblick und Überblick in ökumenische Themenvielfalt geben. Das Inhaltsverzeichnis beider Bücher ist gleich strukturiert. Auf die Weise lassen sich zu den Inhalten in Band 1, im Material- und Arbeitsbuch, dem 2. Band, passende Quellen und Materialien finden. Die ersten vier Themen sollen „geschichtlich und konfessionskundlich ausgerichtet" (14) sein. Es folgt die „Behandlung der gemeinsamen theologischen Grundlagen für die Ökumene" (14). In den Kapiteln sechs bis elf möchte sich das Buch „Kernthemen der Ökumenischen Theologie und der aktuellen ökumenischen Diskussion" (14f) widmen. „Daran schließen sich zentrale Aufgaben- und Handlungsfelder ökumenischer Zusammenarbeit an" (15). So ergeben sich im Einzelnen folgende Inhalte, die sowohl dem Inhaltsverzeichnis von Buch 1 als auch dem von Buch 2 entsprechen: Kapitel 1 „Ökumene im Aufbruch – Die Entwicklung der ökumenischen Bewegung im 20. Jahrhundert" von Jutta Koslowski. Kapitel 2 „Die Kirchenspaltungen in Ost und West" von Johannes Oeldemann. Kapitel 3 „‚Ökumene ist mehr als Zwei': Von der Vielfalt des Christentums – Eine kleine Konfessionskunde" von Oliver Schuegraf. Kapitel 4 „Die Gestalt der Konfessionen in interkultureller Vielfalt" von Ulrike Link-Wieczorek. Kapitel 5 „‚Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe' (Eph 4,5) Die gemeinsamen Grundlagen unseres Glaubens" von Assaad Elias Kattan. Kapitel 6 „Sakramente im Spiegel der Konfessionen" von Michael Kappes. Kapitel 7 „Eucharistie/Abendmahl – Sakrament der Einheit – Kontroverspunkte der Konfessionen" von Michael Kappes. Kapitel 8 Konfessionsverbindend? – Leben in einer konfessionsverschiedenen Ehe und Familie" von Dorothea Sattler. Kapitel 9 „Kirchenbilder – Kirchenverständnis" von Oliver Schuegraf. Kapitel 10 „Konfessionen gewinnen Gestalt: Liturgie – Kirchenraum – Heilige – Maria" von Sabine Pemsel-Maier. Kapitel 11 „Im Glauben geeint – in der Praxis getrennt? Die Ethik im Spiegel der Konfessionen" von Christof Mandry. Kapitel 12 „Der ‚konziliare Prozess' für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung – Das Wagnis, politische Konsequenzen aus dem Glaubensbekenntnis zu ziehen" von Fernando Enns. Kapitel 13 „Konfessionell – kooperativer Religionsunterricht: Ökumene in der Schule" von Sabine Pemsel-Maier. Kapitel 14 „Ökumene in der Praxis der Gemeinde – Plädoyer für eine Ökumene der Sendung" von Dagmar Stoltmann-Lukas.

Durch Stichworte am Rand und grau hinterlegte Zwischenbilanzen und Kernthesen ist die Einführung in Band 1 übersichtlich und leicht lesbar. Tatsächlich besticht dieses Einführungswerk aber noch mehr durch den 2. Band, der dem einführenden Text in Band 1 eine Vielfalt an Materialien – eine reiche Sammlung an Quellen- und Grundlagentexten, Bilder, Comics, Lieder, Karten, Tabellarische Gegenüberstellungen, Links zu (Youtube-)Videos, Arbeitsfragen, sowie weitere Literaturangaben etc. – zur Seite stellt. Die Kapitel des Materialbuches sind jeweils wieder in 1. Eine thematische Hinführung 2. Bausteine für die Praxis und 3. Handreichungen und Medien für die Praxis und 4. Materialblätter gegliedert. Sollte eine Grafik einmal nicht so gut lesbar sein (vgl. bspw. Bd. 2, 107), finden sich aber auf einer Onlineplattform Materialblätter in kopierfähigem Din A4-Format sowie die youtube-Verweise als Hyperlink.

An manchen Stellen, so hat man den Eindruck, könnten die Texte des Einführungsbandes etwas mehr Belege vertragen und manchmal etwas mehr in die Tiefe gehen. Allerdings muss man sich vor Augen halten: es handelt sich um eine Einführung. Die kommentierten Literaturhinweise am Ende der Kapitel sind hilfreich, wenn man sich in eine Thematik vertiefen möchte. Zudem weiß dies der Zweite Band, das Arbeitsbuch mit Materialien, mit seinen Quellentexten auszugleichen. So gibt es in den beiden Büchern für die Zielgruppe – Studierende und Lehrende an theologischen Einrichtungen, Religionslehrkräfte, Multiplikatoren und ökumenisch Interessierte – viel Interessantes und Nützliches zu entdecken.

Josefin Weglage

Auf ein Wort

Zum neuen Jahr

gehen
ins
OFFENE
ins offene Dunkel
ins dunkle Offen
arm
blind
f r e i
wagen zu gehen
den nächsten Schritt
mit-ohne Lösung
arm
blind
f r e i
gehen
im gezogen-werden
ins Offene
nichts wissend
nichts sehend
nichts verstehend
nur
je um je
hin-
ge-
ge-
ben
D I R

ancilla

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Spiritual Georg Lauscher, Priesterseminar, Leonhardstraße 10, 52064 Aachen| Spiritual Dr. Paul Deselaers, Martinikirchhof 7, 48143 Münster | Prof. Dr. Hans-Joachim Höhn, Universität zu Köln, Albertus-Magnus-Platz, 50923 Köln | Prof. Dr. Erich Garhammer, 93047 Regensburg | Kaplan Dr. Werner Kallen, Ursulinerstraße 1, 52062 Aachen | PR Susanne Tillmann, Netzwerk Alte Apotheke, Kölner Straße 30, 41539 Dormagen

Beirat: Harald Hüller, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Martina Kreidler-Kos, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück" erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erftstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E